Die Zukunft.

Berlin, den 1. August 1903.

Vanderbilt.

Zu jammerschade, daß Papa so früh starb. Wenn ers erlebt hätte, wäre ich endlich vielleicht in seinen Augen gewachsen. Immer hieß es: Aus Dir wird nichts, Junge; Du bleibst ein reicher Erbe und hättest weder das Pulver noch die Mortgagebonds erfunden. Dann kam ein Kapitel aus dem Carnegie; daß es Blödsinn sei, Kindern große Vermögen zu hinterlassen. War er munter, weil seine Eisenbahnen gute Abschlüsse hatten, dann nannte er mich scherzend Cornelius Nepos, schleppte mich vor den Spiegel und fragte, ob ich äußerlich wenigstens dem holländischen Urpapa ähnele, von dem ich den Vornamen habe. Daß es selber Cornelius hieß und auch nichts Riesiges geleistet hatte, vergaß das Papachen, das gern mit klassischer Bildung à la Harvard auftrumpfte. Ich war der Nichtsnutz, der Müßiggänger, der nur Millionen verknabbern könne. Als ob mir was Anderes zu thun übrig blieb! Sollte ich, wie Cornelius der Erste 1809, auf dem new-yorker Markt Gemüse und Obst aushökern? Damals war auch für den Einzelnen Etwas zu machen; heute, mit Rockefeller und Morgan im Rücken, muß man hölliſch aufpassen, um sein Bischen Geld vor den großen Räubern zu retten. Militärlieferungen, wie 1812, sind nicht zu vergeben; Stahl, Fleisch, Eisenbahnen, Petroleum, Dampfer sind längst getrustet; sogar Cigaretten liefern wir, mit Rabattgeschenken, schon in Massen nach Europa. Und da soll Unsereins noch das Pulver erfinden! „Aus Dir wird nichts." Wenn ers erlebt hätte! Eben Dreißig; und nun doch was geworden. Von den höchsten, vornehmsten Europäern anerkannt. Drüben, predigte Papa, ists nicht wie bei uns; Geld giebt da keinen Rang; Jeder wird nach seiner Arbeitleistung geschätzt und Faulenzen ist nur dem ältesten Adel

gestattet. Den Sermon schloß stets ein Seufzer: wir Selfs müßten, selbst gegen hohen Zoll, Ideale aus Deutschland importiren. Alter Stil, der liebe Papa. Zwei Jahre war er tot: da besuchte mich Prinz Heinrich von Preußen und brachte Grüße von seinem Bruder Wilhelm. Schon ganz nett für den Enkel eines Wochenmarkthökers, dessen Vater als Pauper aus Holland eingewandert war und dem die pöbelhafte Schmutzpresse vorwarf, er habe sich durch bösartige Spekulationen auf Staatskosten bereichert. Dann die Einladung nach Kiel; so dringend und artig, als gälte sie einem König von Gottes Gnaden. Standesunterschied? Lächerlich; hier ist man viel demokratischer als bei uns. Der Kaiser von bezaubernder Liebenswürdigkeit; machte uns sogar Matrosenmanöver vor, damit wirs photographirt nach Hause nehmen konnten; beinahe gerührt, als ich zum Dessert das Aegirlied spielen ließ. Die Kaiserin herzlich wie mit alten Freunden; erkundigte sich nach Häuslichem und fragte, ob wir auch eine Kirche hätten. (Eine Menge natürlich; nach jedem riskanten Geschäft, das gut ausgeht, baut man ja eine.) Wir waren immer vornan, hatten an der Tafel die besten Plätze, sahen den Kaiser bei uns an Bord und wurden vom Hofadel mit Komplimenten überschüttet. Reizende Leute. Und zuletzt noch der persönliche Triumph: ich allein vom Kaiser eingeladen, Danzig und Marienburg anzusehen; für guten Empfang werde er sorgen.

Er hat prompt dafür gesorgt. Kaum hatte der Nordstern bei Neufahrwasser festgemacht: da kam auch schon ein Herr von der Regirung — Rath nannten sie ihn — aufs Schiff, begrüßte mich im Namen des Oberpräsidenten, den der Kaiser telegraphisch angewiesen habe, mir die Honneurs zu machen, und stellte sich zur Verfügung. Andere Lebensart als in Rußland, wo keine Katze sich um mich gekümmert hatte. Nachher kletterte General von Mackensen in großer Uniform an Bord, schlug die Hacken zusammen und salutirte: „Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät!“ Unser Konsul sagte mir, beim Empfang des Zaren sei es ungefähr eben so gewesen. Meinte, ich müsse, nach hiesigem Brauch, die Besuche erwidern. Da aber ein ganzer Schwarm betitelter Besucher folgte und die Zeit knapp war, schien mir das Vernünftigste, die besseren Leute im Hotel abzufüttern. Was ihnen offenbar sehr behagte. Erste Regel: die dienende Klasse nicht verwöhnen. Abends dann, wieder auf Allerhöchsten Befehl, mir zu Ehren Fest im Husarenkasino. Riesig gemüthlich, trotzdem Verständigung etwas schwer, weil nur Wenige Englisch sprechen. Aber die frischen, strammen Gestalten in der kleidsamen Schnürjacke, die sie, sammt den hohen Röhrenstiefeln, hier (im Ernst!) auch auf der Straße tragen: ein prachtvoller Anblick. Ließ drei Aufnahmen machen; den Astors wirds in die Augen stechen, mich

auf dem Ehrenplatz zwischen den beiden Kommandeuren zu sehen. Alles recht anständig; ein Bischen in englischem Stil; zum Beispiel: im Speisesaal darf nicht geraucht werden, wie sonst in Deutschland üblich. Sonderbar fand ich nur die Totenköpfe auf allem Geräth; steigert nicht gerade den Appetit, aber preußische Tradition. Die Husaren schwitzten Blut und Wasser, um mich zu unterhalten; sonst wohl auf anderen Ton gestimmt. Na, man ist bon prince; und Kaiser, Regatta, amerikanische Militärverhältnisse reichten ja für die paar Stunden. Der Abend muß nach hiesigen Begriffen schweres Geld gekostet haben. Dabei sollen die Totenkopfregimenter zu den ärmsten der Kavallerie gehören. Mal herumhorchen, wie man sich nachhaltig revanchiren kann.

Und wenn ich noch älter würde als Urgroßvater Cornelius: den Abend werde ich nicht vergessen. Unwillkürlich kam mir auf dem Weg von Langfuhr nach dem Hafen die Frage: Womit hast Dus verdient? Zwei preußische Offiziercorps, die Dich nicht kennen, nichts von Dir wissen, als daß Du viel Geld geerbt hast, feiern Dich, huldigen Dir förmlich, thun, als sei Deine Anwesenheit höchste Ehre, und greifen tief in den dünnen Beutel, um Dir Leckerbissen und edles Gewächs vorzusetzen, — einem Ausländer, dessen Sprache die Meisten nicht einmal verstehen. Warum? .. Dumme Frage. Weil der Kaiser befohlen hat. Und er hats befohlen, weil sein Genie erkennt, wer heute die Welt beherrscht. Dumme Frage. Mit neun Millionen Jahreseinkommen ist man kein fremder Landstreicher. Die jungen Leute tragen ja schließlich die Waffen nur, um unsere Kasse zu vertheidigen; den Armen könnte auch ein Eroberer nichts nehmen.

Eher schon Etwas geben. Am Tag nach der Ankunft legte Lubber mir zweihundertundachtzig Bettelbriefe vor. Aus allen Ständen. Die merkwürdigsten Anerbietungen. Von der unbescholtenen Witwe ohne Vorurtheil bis zum Offizier aus altem Geschlecht, der die Tagalen zur Raison bringen möchte, weil er mit knapper Löhnung den faulen Frieden nicht länger ertragen könne. Die Meisten verwahrten sich gegen den Verdacht, sie bäten um Almosen; nein: sie schlugen mir Geschäfte vor, an denen ich sicher ein großes Stück Geld verdienen würde. Alles Erdenkliche wurde mir zu „günstigem" Kauf angeboten: Bilder und Schiffe, Fabriken und Rittergüter, alte Möbel und neue Villen mit der Aussicht aufs Meer. Ein paar Kleinigkeiten hätte ich gern mitgenommen. Die Marienkirche, die gothischen Häuser der Altstadt, das famose Hochmeisterschloß und die Laubengänge von Marienburg, das danziger Rathhaus, den Artushof und das Kloster Oliva mit Möbiliar verstauen und drüben von einem tüchtigen Architekten naturgetreu wieder aufbauen lassen: wäre ganz allerliebst. Einstweilen aber noch nicht zu machen. Man sollte diese

Raritäten einzäunen, von guten pariser Firmen noch einige Simili-Alterthümer dazukaufen und das Ganze dann gegen Entree zeigen. Für Fremdenindustrie ist die Stadt zwar ein Bischen abgelegen; aber der Nordexpreß könnte öfter fahren. Man geht ja auch nach Nürnberg und Rothenburg und hier ists nicht weniger schön. Andere Möglichkeiten sehe ich nicht, wenn die altpreußische Wirthschaft fortdauert und kein Krieg geführt wird. Unter den Russen hätte Danzig es besser; jetzt fehlt das Hinterland und Stettin und Libau ziehen allen einträglichen Verkehr an sich. Ich hatte erwartet, im Hafen der alten Hansestadt die Flaggen aller Nationen zu finden; eine rege Exportindustrie, lebhaften Waarenaustausch. Nichts. Der Hafen ist leer. Die Kriegsschiffe auf der Reichswerft und bei Schichau sind die einzigen Fahrzeuge, die sich sehen lassen können. Sonst alte Kasten, Schlepper, Holzkähne, Flöße; manchmal ein kleiner englischer Kargosteamer oder ein Tankschiff. Auf dem Land und in der Stadt graue Misere. Schlechte Preise für Feldfrüchte und ein Handelsumsatz, an dessen armsälige Ziffern drüben kein Mensch glauben würde. Wenn die Zuckerkalamität weiter geht und Rußland den Holzzoll erhöht, ists ganz aus. Kein Wunder. Aus diesem Boden ist immer nur Geld gezogen, nie ist neues hineingesteckt worden. Ich ließ mir erzählen. Dänen und Pommern, Preußen und Polen haben um die Stadt gerauft; von Polen, Schweden, Russen, Sachsen, Franzosen war sie belagert und Alle preßten ihr Tribut ab. Sie konnte Ruhm erwerben, aber nicht Geld. Dazu schlechte Wasserverhältnisse, halb polnische, für qualifizirte Arbeit unbrauchbare Bevölkerung und im letzten Jahrhundert fünf Kriege, Cholera, Kontribution von zwanzig Millionen, Brandschaden, Weichseldurchbruch. Und die Regirung that nie was Rechtes. Unter solchen Umständen wären tausend Bettelbriefe nicht viel.

Die Leute hier haben hungern gelernt; auch die oberen Klassen. Immer wieder mußte ich den mir attachirten Herrn von der Regirung ansehen. Mein zweiter Sekretär hat das Dreifache, mein Küchenchef das Achtfache seines Einkommens. Und von dieser Sorte giebts hier, wie ich höre, ganze Haufen. Stets gut gekleidet, akademisch gebildet, korrekt, ohne sichtbare Schulden; meist Familienväter und ausnahmelos zu „Repräsentation" verpflichtet. Wovon werden sie satt? Wahrscheinlich vom Stolz. Denn sie sind die Herren. Ohne sie ist nichts zu machen. Jeder Kaufmann sieht in ihnen die von Gott und dem König Vorgesetzten. Und sie lassen sich mit ihren Entscheidungen Zeit. Ehe eine Straße gepflastert oder eine lumpige Kleinbahn gebaut werden kann, ist mehr Papier vollgeschrieben als bei uns für die Vorbereitung eines Milliardentrusts. Statt einen Prokuristen auf die Reise zu

schicken und ihm Vollmacht zur Entscheidung an Ort und Stelle zu geben, läßt die Centralinstanz sich zehnmal berichten und vertagt den Beschluß dann, bis der Zufall die Gelegenheit schafft, dem Kaiser Vortrag zu halten. Auf den Kaiser wartet Alles, doch selten kommt Einer direkt an ihn. Ich höre von Kaufleuten, die drei, vier Jahre warten, Himmel und Hölle in Bewegung setzen, sogar oben Protektoren haben und trotzdem für die wichtigsten Sachen keine Audienz erreichen. Wohl erfunden. Mit mir hat er ja täglich Stunden lang geplaudert. Wahrscheinlich sind die Anderen nicht der Rede werth.

Der Tourist kann sich die Gegend gar nicht hübscher wünschen und ich werde drüben allen Freunden diese Route empfehlen; etwas so Niedliches sieht man nicht mehr lange. Pferdepflüge auf dem Feld, altväterisches Ackergeräth und eine Industrie wie aus der Spielschachtel. Industrie ist hier die letzte Hoffnung; wie überall in Deutschland. Daß die Landwirthschaft auf schlechtem Boden und ohne ausreichendes Kapital mit den großen Weltlieferanten nicht konkurriren kann, hat man eingesehen. „Aber in der Industrie sind wir obenauf." Hundertmal habe ichs gehört; und dazu lächelten die Leute dann verschämt. Selbst der Feind bewundere ja den industriellen Fortschritt des Deutschen Reiches. Das Halbdutzend Ziffern, das ich für Nothfälle mitgebracht hatte, that da gute Dienste. Seit 1820 hat sich die deutsche Industrieproduktion vervierfacht, die Nordamerikas vervierzigfacht. Siebenzig Amerikaner leisten, nach Mulhall, so viel Arbeitkraft wie hundertundfünfzig Europäer. Einkommen pro Kopf hier 520, bei uns 1000 Mark ungefähr. Volksvermögen pro Kopf hier knapp 3300, bei uns mindestens 6000 Mark. Fleisch, Korn, Kohle, Eisen billiger; und so weiter. Das gab jedesmal lange Gesichter, wurde aber wohl für Aufschneiderei genommen. Auch hier im Osten rechnet man auf Industrie; die Regirung mit. Während ich in dem vom Kaiser gestellten Extrazug nach Marienburg fuhr, wurde mirs vorgetragen. Undenkbar wäre die Sache nicht. Wenn der Staat Alles, was er im Osten braucht, im Osten kauft und für den Anfang eine Milliarde Subvention giebt, ließe sich Manches erreichen. Ob man aber an die paar Jahre so viel wenden wolle. Paar Jahre? Na, Europa ist doch unser natürliches Absatzgebiet, und wenn wir hier erst Filialen gründen, werden Ihre Installationen für uns unbrauchbar sein. Mein Gefolge blieb höflich, hielt mich aber gewiß für einen Narren. Industrie ohne Geld und mit Staatsmoral!.. Am Liebsten hätte ich ihnen zugerufen: Kinder, Eure industrielle Force ist der Krieg, noch immer der Krieg; als Soldaten seid Ihr ohne Konkurrenz; haut um Euch, so lange Ihr könnt, nehmt in Europa, was zu erkriegen ist: sonst seid Ihr verloren; auch in See-

kriegen, die schließlich der Reichste gewinnen muß. Das ging nicht; also schweigen. Bei uns weiß es Jeder. Aber ich war ja der Gast des Friedenskaisers.

Gast des Kaisers; und überall, wohin ich kam, der Höchste. Bei uns werden recht dumme Märchen über Deutschland verbreitet. Der Kaufmann, erzählen sie, rangire hier hinter jedem besseren Beamten. Die Esel! Ich hatte einen ganzen Schwanz von Betitelten hinter mir, Civil und Militär. Auch eine alberne Erfindung: die Offiziercorps schlössen sich stolz gegen Bürgerliche ab. Das soll mir noch Einer erzählen; gut, daß ich die Kasinobilder habe. Kein Kutscher ist drüben artiger. Selbst der Einzige, der mich nervös machte, meinte es sicher gut. Redete immer von Spekulantenprozessen, Bilanzverschleierungen, Wuchergewinnen; wie viele Industriegauner jetzt im Zuchthaus säßen; dem Eisenbahnschwindel, mit dem es vor dreißig Jahren anfing, habe die Verstaatlichung ja die Wege gesperrt. Ein unheimlicher Kerl. Wollte jedenfalls ein Gesprächsthema wählen, das mir nicht so fremd wäre wie Polenpolitik und Avancement. Ob aber Papa nach dieser Unterhaltung noch für den Import deutscher Ideale gewesen wäre? Vielleicht. Wir reden zu wenig von der Sittlichkeit, die dem Volk doch erhalten werden muß. Das habe ich hier gelernt. Noch manches Andere. Zum Beispiel: wie man Fremde von Distinktion aufnimmt; und den Umgang mit Königen. Ist gar nicht schwer. Pompöse Formen werden nicht verlangt; wenigstens von uns nicht. Wie ein Gentleman zum anderen: so wollte es der Kaiser. Daß er zu Hause auf Tradition hält, ist ganz richtig. Er kennt seine Leute. Wer nicht reichlich zu essen hat, will doch Etwas fürs Gemüth. (Unübersetzbares Wort, sagten sie mir, furchtbar ernsthaft, beim Braten.) Vorzügliches Menschenmaterial; lebt noch völlig in alten Vorstellungen und ist zufrieden, wenn die verwitterte Fassade neu überpinselt wird. Sie haben Alles: gleiches, allgemeines Wahlrecht, Selbstverwaltung, Preßfreiheit, einen verantwortlichen Reichsminister etcetera; Alles steht auf dauerhaftem Papier und ist da gut aufgehoben. Nicht ein einziges Mal hörte ich vom Kanzler reden. Das Volk will den Zügel fühlen; einen purpurnen. Wenn wir Geld bringen und dreißig Jahre ordentlich düngen, kanns recht wohnlich werden. Diese Entwickelung anzubahnen: na, Papachen, wie würde ich dann vor Dir stehen? Bedenklich ist nur, daß die Leute, wenn sie finanziell flott sind, nicht mehr so bequem zu regiren sein werden... Abwarten. Einstweilen ists ein Vergnügen, mal in einem Lande zu sein, wo das Geld nicht den Mann macht. Denker und Dichter. Jeder wird nur nach der sittlichen und intellektuellen Beschaffenheit, nach dem inneren Werth eingeschätzt. Drüben bestreiten sies. Nun habe ichs am eigenen Leibe erlebt.

Edgar Allan Poe.

Die Ergebnisse der ärztlichen Forschung über den Alkoholismus sind heute so weit verbreitet und so ernstlich in den Vorstellungskreis der Gebildeten aufgenommen, daß es Keinem mehr einfallen würde, einem Edgar Allan Poe, bei einiger Kenntniß seiner Lebensumstände, Vorwürfe wegen seines Trinkens zu machen. Diese Erfahrung ist aber nicht alt. Baudelaire mußte noch 1856, als er seine französische Poe-Uebersetzung durch einen Essay über den Dichter einleitete, die ganze Macht seiner Stilistik aufwenden, um gehässige Angriffe auf den Verstorbenen und sein Werk zurückzuweisen. Dr. Griswold, ein Theologe, den der unglückliche Poe selbst zum Herausgeber seiner Werke bestimmt hatte, war der gehässigste; er konnte sich, als er den toten Freund beurtheilen sollte, nicht über seine eigene eng moralistische und agitatorische Sphäre erheben; er verdammte das Leben des Verstorbenen und verdächtigte seine Werke. Andere Freunde des Toten erhoben sich dagegen und wuschen ihn rein; sie konnten im Grunde eben so wenig eine moralistische Werthung meiden wie Griswold, nur kamen sie zum entgegengesetzten Resultat. Griswolds Maulwurfshorizont erweitert sich bei Baudelaire bis zu den letzten und fernsten Grenzen ästhetischen Erkennens; seine Darstellung ist noch jetzt, nach beinahe fünfzig Jahren, fast die klügste von allen, die seitdem versucht wurden. Seine Ansicht über die Alkoholneigung des Dichters und ihren Einfluß auf sein Werk ist so eigenartig und charakteristisch, daß ich sie im Wortlaute anführen möchte: „Ich glaube, daß in vielen Fällen — gewiß nicht in allen — die Bezechtheit Poes ein mnemonisches Mittel war, eine Arbeitmethode, eine energische und tötliche Methode, die aber seiner leidenschaftlichen Natur entsprach. Der Dichter hatte das Trinken gelernt, wie ein sorgsamer Literat sich Mühe giebt, Notizen zu sammeln. Er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, die wunderbaren oder schrecklichen Visionen, die feinen, zarten Konzeptionen wiederzufinden, die ihm in einem früheren Sturme begegnet waren; es waren alte Bekannte, die ihn gebieterisch anzogen, und um wieder mit ihnen anzubinden, ging er den gefährlichsten, aber direktesten Weg. Ein Theil von Dem, was heute unser Ergötzen ausmacht, ists, was ihn getötet hat.“ Diese Anschauung ließ den Dichter mit Absicht trinken und gab dadurch den Anhängern Griswolds offenbar eine neue Waffe in die Hand. Sie war aber in ästhetischer Beziehung höchst fruchtbar, da sie andeutete, daß die Kunst Poes vielleicht geheimen Zusammenhang mit seiner Neigung habe. Sie blieb seltsamer Weise ohne tiefe Wirkung; wenn man die späteren literargeschichtlichen Darstellungen prüft, zeigt sich, daß Baudelaires Ideen nicht aufgegriffen und ausgeführt wurden. Man begnügte sich vielmehr meist damit, die Eigenart der Novellen Poes dadurch

zu erklären, daß man seine tiefgehende Beeinflussung durch E. Th. A. Hoffmann, überhaupt durch die deutschen Romantiker annahm. Das war sehr oberflächlich; man kann sogar sagen: es war falsch.

Baudelaires Meinung verdient, wie mir scheint, beachtet und zergliedert zu werden. Sie deckt sich zwar nicht mit dem Thatsächlichen, aber die Art, wie sie hart daran vorbei schneidet, verräth eben so sehr Baudelaires psychologischen Spürsinn wie seine innere Verwandtschaft mit Poe. Baudelaire irrte freilich: der Alkoholismus seines Schützlings war keine bewußt angewandte Arbeitmethode, war nicht Absicht. Die Trinksucht überfiel Poe, wie den Epileptiker seine Anfälle überfallen; weil sie nicht primär war, sondern epileptischen Ursprungs. Poe erzeugte nicht mit Willen bei sich „künstliche Paradiese", sondern sie überwältigten ihn; und es waren nicht Paradiese, sondern Höllen. Und Flammen von dieser Hölle sind in sein Werk gelodert; damit hat Baudelaire Recht. Zu seinen zart hingetuschten Andeutungen möchte ich die scharfen Umrißlinien zeichnen, die hier nur aus gleichmäßiger Berücksichtigung des ästhetischen und des psychiatrischen Momentes erwachsen können.

Europamüdigkeit erzeugte einen beträchtlichen Bestandtheil des amerikanischen Volkes. Menschen, denen maßlose Hoffnungen, eine unmögliche Lebensführung, drückender Niedergang der Familie, Gesetzlosigkeit, irgend ein räthselhaftes und verborgenes Erlebniß vielleicht den alten Mutterboden verleidet hatten, besiedelten drüben die werdenden Städte. Bei all der Entartung, die jahraus, jahrein von den Schiffen ins Land strömte, müßte man eigentlich in den Anfängen der nordamerikanischen Literatur mehr Gestalten von der Art Poes erwarten, wenn man nicht in den Kriegen und dem jede Expansion erlaubenden Abenteurerwesen des Westens ein Ventil zu sehen hätte. Mancher Dichter „unheimlicher Geschichten" mag in den Prairien untergegangen sein, ohne einen Buchstaben geschrieben zu haben, mancher Liebhaber künstlicher Paradiese in den Opiumhöhlen San Franziskos. Edgar Allan Poe war das Ergebniß häufiger Blutmischung; unter seinen Vorfahren sind Iren, Italiener, Franzosen. In Irland, wo die Familie früher seßhaft war, fiel sie seit Jahrhunderten durch seltsames, unruhiges Wesen auf. Edgars Vater trug alle Merkmale solcher Rasse in sich. Er überwarf sich als junger Mann mit seinen Eltern, gab plötzlich seinen Beruf auf, heirathete, selbst schwindsüchtig, eine schwindsüchtige Schauspielerin und zog mit ihr als Schauspieler friedlos und elend durch die amerikanischen Städte. Vierzehn Tage nach dem Tod seiner Frau kam er selbst bei einem Theaterbrande um. Herr Allan, ein reicher Richmonder, nahm sich des verwaisten Knaben an und ließ ihn in England erziehen. Edgar kehrte dann nach Amerika zurück und bezog die Universität Charlottesville, wo hervorragende mathematische Begabung bei ihm auffiel, ein Talent, das später bedeutsamsten Antheil an dem Aufbau seiner Kunstwerke hatte. Doch bald wurde er wegen einer (nicht

ſicher bekannten) ſinnloſen Ausſchreitung relegirt. Nun folgen zwei Lebensjahre, deren Ereigniſſe man überhaupt nicht kennt. Poe reiſt nach Europa, um den Griechenkrieg mitzumachen, verſchwindet dann völlig und taucht erſt nach vielen Monaten plötzlich in Petersburg wieder auf: abgeriſſen und verſtört, ohne Papiere; wegen eines nicht näher bekannten Vergehens wird er ins Gefängniß geworfen. Durch Vermittelung der amerikaniſchen Geſandtſchaft öffnet ſich ihm die Möglichkeit, heimzukehren. Er ſöhnt ſich mit Herrn Allan aus, beſucht die Kadettenſchule, wird aber, wegen eines jähen und groben Verſtoßes, bald wieder weggeſchickt. Er kommt ins Haus ſeines Adoptivvaters zurück, der ſich inzwiſchen zum zweiten Male verheirathet hatte. Wieder ein nicht ganz aufgeklärter Umſtand: Herr Allan enterbt Edgar und verbietet ihm das Haus. Von nun an war der Dichter nur auf ſich ſelbſt angewieſen. Nach einer Epoche ärgſten Elends wird er Herausgeber einer neuen Zeitſchrift, die er durch ſeine künſtleriſchen Arbeiten bekannt macht. Um dieſe Zeit heirathete er die ſchwindſüchtige Nichte ſeiner ſchwindſüchtigen Mutter. Die Redaktion der Zeitſchrift mußte er bald aufgeben, weil er ſich mit dem Beſitzer überworfen hatte; ſchwere Trunkenheit war die Urſache. Dann beginnt erſt recht eigentlich das Ahasverſchickſal Poes. Er war an Zeitſchriften beſchäftigt und hielt Vorträge. Unruhig wechſelte er Wohnung und Stadt. Monate ſtrengen künſtleriſchen Schaffens wurden von heftigen und plötzlichen Trinkperioden unterbrochen und endlich blieben auch die Zwiſchenzeiten nicht mehr frei vom Alkoholismus; die allgemeine Mißachtung, die in ihm einen unverbeſſerlichen Trinker ſah, quälte ihn. Während man über die früheren Anfälle nichts Sicheres weiß, iſt von denen der letzten Jahre bekannt, daß ſie von ſchweren Delirien begleitet waren, die ſich in Sinnestäuſchungen, Angſtzuſtänden und triebartigem Umherſtreifen äußerten. Nach dem Tode ſeiner Frau häuften ſich dieſe Kriſen; am Tage, da er ſich zum zweiten Mal verheirathen wollte, irrte er tobend in der Nachbarſchaft ſeiner zukünftigen Frau umher und zerſtörte dadurch die Möglichkeit dieſer Verbindung. Und gerade ſein kläglicher Tod zeigt das Weſen ſeiner Krankheit noch einmal in voller Deutlichkeit. Von Schüttelfroſt befallen, kommt er am ſechsten Oktober 1844 in Baltimore an, trinkt mit einigen Freunden in einer Kneipe, geräth in einen Zuſtand völliger Abweſenheit und fällt einer Bande von Wahlagenten in die Hände, die ihn, da am folgenden Tage zufällig Gemeindewahl iſt, wie ein hilfloſes Kind an alle Wahlurnen der Stadt ſchleppen. Als er die Zettel abgegeben hat, laſſen ſie ihn in einem Winkel liegen; am nächſten Abend ſtirbt er im Hoſpital — wahrſcheinlich an einer Lungenentzündung — in tiefem Delirium.

Nur, was zur Beurtheilung ſeiner Krankheit nöthig ſchien, habe ich aufgezeichnet. Ich glaube, daß Poe an echter Dipſomanie gelitten hat; über

dieſe Erſcheinungform der Epilepſie ſagt Gaupp: „Die Dipſomanie oder periodiſche Trunkſucht iſt gekennzeichnet durch anfallweiſes Auftreten eigenthümlicher Zuſtände, in denen nach Vorausgehen einer gemüthlichen Verſtimmung der unwiderſtehliche Trieb nach dem Genuß berauſchender Getränke erſcheint, zu heftigen Ausſchweifungen treibt, mit einer leichten oder tieferen Bewußtſeinstrübung einhergeht oder zu einer ſolchen allmählich führt, bis nach wenigen Stunden oder Tagen, ſelten erſt nach Wochen und Monaten, der Anfall von ſelbſt ſein Ende findet und nun, nach Ueberwindung der Vergiftungerſcheinungen, einem mehr oder weniger geſunden Zuſtande Platz macht.“ Die neueren biographiſchen Arbeiten über Poe deuten an, daß er auch von Krämpfen heimgeſucht war. Das würde der Diagnoſe den letzten Zweifel nehmen. Doch ſchon jetzt ſcheint ſie geſichert; eine beträchtliche Anzahl echter Dipſomanen iſt ja von Krampfanfällen völlig frei. Den Boden für die epileptiſche Erkrankung mag bei Poe eine in früheſter Jugend durchgemachte Hirnwaſſerſucht gegeben haben, deren Spuren eins der erhaltenen Portraits in der aufgeblähten Form des Schädels beſonders ſichtbar macht. Die Krankheit äußert ſich in jähen Anfällen. Das beweiſt jede Wendung ſeiner Lebensſchickſale: immer reißt eine Kriſe ihn aus voller Thätigkeit. Die Verſtimmung zu Anfang läßt ſich oft nachweiſen; nicht ſelten ſcheint aber bei ihm eine erhöhte künſtleriſche Erregung dem Anfall vorangegangen zu ſein. Kaum hatte er ſein Meiſtergedicht „Der Rabe“ vollendet, da verfiel er ihm. Als die letzte Zeile der kosmiſchen Dichtung „Heureka“ geſchrieben war, trieb ſich Poe zum Aerger der Moraliſten haſtig von Schänke zu Schänke. Solche Beiſpiele ließen ſich häufen. Er trank, was er fand; ſchon Baudelaire wundert ſich darüber: „Ich höre, daß er nicht als Feinſchmecker trank, ſondern als Barbar.“ Er, der außerhalb ſeiner Trinkperioden kaum ein Glas vertragen konnte, trank im Anfall „Flaſchen Kirſchwaſſer“; auch an anderen Dipſomanen iſt Aehnliches zu beobachten. In Kriſenzeiten war ſein Bewußtſein mehr oder weniger geſtört, wie es beſonders die Wahlgeſchichte am vorletzten Tage ſeines Lebens offenbart. Die meiſten Dipſomanen ſind, wie die Epileptiker überhaupt, ohne Erinnerung an Das, was in und mit ihnen zur Zeit der Kriſis vorging; Folge der Amneſie. So blieb die Kunſt Fritz Reuters, der bekanntlich auch Dipſomane war, im Weſentlichen frei von den Aengſten der Anfälle. Manche Kranke aber erinnern ſich an Alles, was ſie während des Anfalles thaten und ſahen. Und wenn dann — auch Das iſt nicht ſelten beobachtet worden — einzelne Sinnestäuſchungen oder vollſtändige epileptiſche Delirien im Verlauf des dipſomaniſchen Anfalles ſich einſchieben, ſo beſteht ſpäter bei den Kranken eine verſchwommene oder lebhaftere Erinnerung an Alles, was ſie im Delirium ſelbſt ſahen und hörten.

Poe war ein Kranker, der ſeine Delirien nicht vergaß. Sie blieben

die tiefsten Eindrücke seines Lebens. Wie Quincey seine Opiumhalluzinationen „Träume" nennt, so auch er. Die Dichtung „Heureka" widmete er „Allen, die an Träume als an die einzigen Wirklichkeiten glauben." Seine Träume, an die er sich so lebhaft erinnerte, daß er sie als Wirklichkeit empfand, waren epileptische Delirien. Dieser furchtbaren Wirklichkeit mußte er Ausdruck geben: sehr viele, vielleicht die meisten, jedenfalls die besten seiner Erzählungen enthalten als Kern solches deliröse Erlebniß. Seine künstlerische Arbeit bestand darin, daß er mit mathematischem Spürsinn dieses losgerissene furchtbare Etwas zu motiviren versuchte.

Die epileptischen Delirien, also auch die der Dipsomanen, haben eine unverkennbare Eigenart, die sie von den bekannteren reinen Alkoholdelirien unterscheidet. „Der Affekt ist in der Regel ein angstvoller, nicht der (beim Alkoholdelirium) gewöhnliche, mehr humoristische; die Sinnestäuschungen haben einen vorwiegend bedrohlichen, schreckhaften Inhalt." (Gaupp). Die Krankengeschichten Magnans verzeichnen diese Zustände sehr anschaulich. Der Kranke sieht Mörder, die ihn umbringen wollen, und neben ihm liegen die abgeschnittenen Köpfe früherer Opfer. Dolche, Pistolen und Marterwerkzeuge sind auf ihn gerichtet, er erblickt fürchterliche Historienszenen in grausiger Deutlichkeit, ein Mann kommt, um ihn aufzuschneiden, er wird in eine Badewanne geworfen, gebraten, ertränkt, gesotten, sein Hals wird durchstochen, schwarze Gestalten pressen ihm die Luft aus, er wird ins Grab gelegt und mit Erde beschüttet; dabei hört er beschimpfende Stimmen; Schmähworte werden gerufen; besonders oft sieht er rothe Farben und Flammen, seine Wohnung in Feuer gehüllt, blutige Kleider und blutende Körper. All Das ist begleitet von einem äußerst heftigen Angstaffekt. Hat sich nun der Kranke in der von Anfällen freien Zwischenzeit auch dem Alkoholmißbrauch ergeben — dann genügen, wie bei Poe, sehr geringe Mengen täglich —, so treten eigenartige Mischformen der epileptischen und echt alkoholischen Delirien ein. Der schwere Angstaffekt und die schreckhaften Sinnestäuschungen bleiben, doch treten wohl noch häufiger die charakteristischen Thiervisionen (Hunde, Ratten, Katzen, schwarze Vögel) und die eigenartigen Störungen des Körperlagegefühls hinzu; der Kranke glaubt, zu schweben, steht auf dem Kopf, muß in absonderlichen Lagen aushalten, verliert den Boden unter den Füßen, die Wände des Zimmers schwanken und drohen, auf ihn zu fallen. Auch der für die chronischen Alkoholisten bezeichnende Eifersuchtwahn mag sich dann im Delirium melden. Poe scheint nun in den Zwischenräumen den Alkohol manchmal in stärkeren, manchmal in schwächeren Dosen genommen zu haben; denn beide Formen, das reinere epileptische Delirium und das alkoholistisch-epileptische, finden wir bei ihm.

Das Genie Poes zeigt sich in der Art, wie er diese Motive aufzu-

nehmen wagte, sie durch sein „Talent zur Konstruktion, zur Vergleichung, zur Auffindung der Kausalität“ (Baudelaire) ihrer verworrenen Zufälligkeit, ihrer Zusammenhangloſigkeit entkleidete, sie motivirte, möglich, verständlich und endlich sogar nothwendig werden ließ. „Ich glaube, mich rühmen zu können“, sagt er einmal von sich selbst, „daß kein Stückchen meiner Komposition dem Zufall überlassen war und daß das ganze Werk Schritt vor Schritt mit der Präziſion und der strengen Logik eines mathematiſchen Problems auf sein Endziel losging.“ Eine Krankheit aber, die so direkt das schaffende Gehirn bedrängt und von der bekannt ist, daß sie in vielen Fällen schwere Verblödungprozesse herbeiführen kann, mußte mitunter, vielleicht nach besonders schlimmen Anfällen, auch Poes Motivirungskunst schwächen. In seinen Werken sind Stellen, die nur aus Perioden tiefſter Zerrüttung stammen können; sie geben fast nur das nackte Delirium; höchstens wird ein Versuch gemacht, das Ganze für Scherz, für eine Kapriole oder Arabeske auszugeben. Die Motivirung fehlt ganz oder der Dichter motivirt mit gelassener Offenheit seine krause Erzählung mit „einigen Flaschen Wein und Liqueur“, denen er zugesprochen habe.

„Der Engel des Wunderlichen“ ist der Bericht über ein Delirium, bei dem sich epileptiſche und alkoholiſtiſche Züge vermiſchen. Nach einem Mittageſſen, bei dem Wein und Kirſchwaſſer nicht fehlten, hört der Erzähler plötzlich ein Summen in den Ohren; er unterſcheidet eine Stimme, „dumpf, als ob sie aus einem Rumfaß käme“, die in fremdem Dialekt zu ihm ſpricht. „Ich erhob gemächlich meine Augen und ließ sie sorgfältig durch das Zimmer schweifen, um den Eindringling zu entdecken. Doch konnte ich nichts sehen.“ Aber die Stimme ist da und macht ihm rauhe Vorwürfe über sein Trinken. Endlich halluzinirt Poe auch den Sprecher dazu, als eine seltsame Zusammenstellung von Flaschen und Fässern. Als er das Monſtrum hinauswerfen will, schlägt es ihn mit einer Flasche auf den Kopf; Poe wirft ein Salzfaß nach der Gestalt, zerſchmettert aber nur eine Standuhr; der Engel des Wunderlichen antwortet wieder mit zwei Schlägen und setzt seine Vorwürfe fort. Darauf giebt er dem Erſchöpften ein Glas Kirſchbranntwein zu trinken und redet noch eine Zeit lang auf ihn ein. Dann verſchwindet der Gaſt und der Erzähler legt sich ins Bett. Der Widerwille gegen Alkohol regt sich, Poe wird mit Strömen von Kirſchwaſſer übergoſſen, der Engel des Wunderlichen brummt dazwiſchen, unerträgliche Todesangſt befällt den Gequälten; eine Ratte ſchlüpft mit der Kerze, die brennend auf dem Tiſch steht, zu einem Loch in der Diele, rothe Flammen ſchlagen heraus, das Zimmer brennt, das Haus ist in Feuer gehüllt. Unten drängen sich Menſchen; eine Leiter wird ans Fenſter gelegt, Poe steigt herab, ein dickes Schwein rennt herbei und ſtößt die Leiter um, Poe bricht den Arm, läuft ans Fluß-

ufer, will sich ertränken und entkleidet sich, ein Rabe fliegt mit seiner Hose davon, Poe fährt mit den Beinen in die Aermel seines Rockes und verfolgt den Dieb, fällt von einem Abhang in die Luft, ergreift das herabhängende Seil eines Luftballons, von dem der Engel des Wunderlichen heruntertutet, ihn verspottet und ihm, statt ihn heraufzuziehen, eine Flasche Kirschwasser zuwirft, die ihm den Schädel zerschlägt. Endlich wird das Seil abgeschnitten und Poe fällt in das Eßzimmer seines Hauses, „das während der Irrfahrten wieder vollständig aufgebaut war." „Als ich zum Bewußtsein kam (der Sturz hatte mich nämlich völlig betäubt), bemerkte ich, daß es ungefähr vier Uhr morgens war. Ich lag an der Stelle, auf die mich mein Fall von dem Tau des Ballons geschleudert hatte. Mein Kopf wühlte in der Asche des Kaminfeuers, während meine Füße auf dem Wrack des kleinen, umgefallenen und dann aus dem Leim gegangenen Tischchens und zwischen den Bruchstücken eines reichhaltigen Desserts, einer Zeitung, einigen Gläsern und zertrümmerten Flaschen und einem leeren Kruge Kirschwasser ruhten". Die schreckhaften Sinnestäuschungen, der Angstaffekt und das Erwachen aus dem Anfall deuten auf Epilepsie, die Thiervisionen (Ratte, Schwein, Rabe) und die Störungen des Körperlagegefühles (Rock statt Hose, die Luftfahrt, der Fall) auf eine durch chronischen Alkoholismus bedingte Beimischung.

„Der verlorene Athem", auch die Erzählung eines Deliriums, wie sie in einer klinischen Krankengeschichte aufgezeichnet sein könnte, zeigt dagegen reinere epileptische Züge. Aus Wuth über seine Frau, die ihn betrogen hat, verliert Jemand seinen Athem. Er fährt mit Anderen in einem Wagen. Da er nicht athmet, hält man ihn für tot, stößt ihn wie ein Gepäckstück hin und her und endlich zum Wagen hinaus; alle Knochen werden zerschlagen, der Koffer wird nachgeschleudert, so daß er ihm den Schädel zerschmettert. Ein Arzt wird gerufen. Der trägt den Verletzten in ein Zimmer, schneidet ihm beide Ohren ab, macht einen Einschnitt in den Magen und nimmt ein paar Eingeweide heraus. Der Apotheker kommt und bearbeitet ihn mit einer elektrischen Batterie. Dann wird er in eine Dachkammer getragen, zwei Katzen kommen durch ein Loch in der Wand herein und zerfressen sein Gesicht. Der Geschundene springt durchs Fenster in einen Wagen, der einen Verurtheilten zum Richtplatz bringen soll. Der Delinquent entweicht und die Polizisten schlagen den Eindringling mit den Gewehrkolben nieder. Er wird gehenkt und schließlich in ein Grab gelegt. Er schlägt den Sargdeckel entzwei und sitzt nun neben anderen Leichen . . . Eine einzige Kette von wilden, unmotivirten, zusammenhanglosen Schrecknissen, eine krampfhafte Häufung des Furchtbarsten; und dieses Furchtbare war erlebt.

Wenn man die Wesensart und die Kennzeichen dieser Urform festhält, ist es nicht schwer, auch aus Poes Meisternovellen, in denen die künstlerische

Arbeit der Motivirung ihre höchste Vollendung erreichte, den deliriösen Kern herauszuschälen. Jeder Leser — Poes Werke sind, von Hedda und Arthur Möller-Bruck übersetzt, in zehn Bänden bei Bruns in Minden deutsch erschienen — wird eine Fülle von Beispielen finden. Die Aufzählung würde hier ermüden. Von den Novellen will ich nur noch eine erwähnen, die den Titel trägt: „In den Bergen." Auch sie ist das Ergebniß eines deliriösen Zustandes; doch zeigen Szene, Ereignisse und Vortragsart so merkwürdige Eigenheiten, daß ich vermuthen möchte, Poe habe, wie es auch bei anderen Dipsomanen vorkommt und wie er selbst in der Geschichte andeutet, statt des Alkohols, für eine Weile das Laudanum, die Opiumtinktur genommen. Die Grundzüge des epileptischen Deliriums, Angstaffekt und schreckliche Sinnestäuschungen, sind vorhanden, daneben aber Merkmale, die sicher aus dem Opium stammen, besonders das Gefühl der Körperlosigkeit und die Architekturvisionen, die ja auch für die Opiumkunst Quinceys und Coleridges charakteristisch sind. Noch in anderen Erzählungen Poes, zum Beispiel im „Arnheimer Landhaus", findet man übrigens Spuren der Opiumvergiftung.

Ich bin auf einen naheliegenden Einwurf gefaßt. Muß Poe, wird man fragen, denn aber all diese Schreckniſſe selbst erlebt, kann er nicht als Analytiker gerade diese Art der Geistesstörung studirt und aus Büchern, aus klinischen Beobachtungen sein Wissen gewonnen haben? Erstens, antworte ich, zeugt Poes ganzes Leben für seinen krankhaften Zustand; und zweitens gab es damals eine Beschreibung solcher Anfälle, namentlich der dipsomanischen, noch gar nicht. Im Todesjahre Poes erschien das Buch von Huß über den chronischen Alkoholismus, Magnans Monographie über die Dipsomanie aber viel später. Uebrigens hat Poe einmal seine Kunst an der Schilderung anderer Geistesstörungen versucht: in der Groteske „Das System des Dr. Pech und Dr. Feder." Seine Beschreibung der internirten Irren ist so mangelhaft, so unwirklich, daß allein daraus schon zu schließen ist: die epileptische Psychose, die immer und immer wieder so erstaunlich echt und plastisch von ihm dargestellt wurde, hat er am eigenen Leibe kennen gelernt. Ein zweiter Einwand würde, wenn auch nicht das Wesen, so doch die Reihenfolge meiner Schlüsse treffen. Es sei, könnte man sagen, doch gerade so gut möglich, daß, zum Beispiel, „Der verlorene Athem" in einer Zeit künstlerischer Unlust geschaffen sei, wo der Dichter die aus der Phantasie geschöpften Motive seiner Meisternovellen kraus zusammengewürfelt habe. Dagegen spricht die klinische Echtheit und Geschlossenheit der Erzählung; so genau, bis ins Einzelne von seiner Nachprüfung anfechtbar konnte diese Zustände nur Einer schildern, der sie aus eigenem schmerzlichen Erleben kennt.

Von der großen Rolle, die Poe Angstzuständen einräumt, sprach ich schon. Auffällig ist auch, wie viele Thiere er vorführt: Hunde, Katzen, Affen,

Ratten, Pferde, Hyänen, Nachtschmetterlinge, Schweine, Goldkäfer, Raben. Die Landschaft ist schematisch und einförmig. Das geistige Gesichtsfeld beschneint in seiner Aufnahmefähigkeit beengt. Selten wird Umschau gehalten, meist nur das Nächste gezeigt; ferner Liegendes, die Stadt, den Landstrich, verhüllt uns ein Vorhang. Beispiel: „Die schwarze Katze." Das Haus und den Keller sieht man, nicht aber die Umgebung. Der Stoff stammt eben aus einem Delirium; die Bilder der Sinnestäuschungen lieferten Personen und Handlung, doch keine Landschaft. Und für die wirkliche Landschaft war der Blick des Kranken unempfindlich; wenigstens ließ die Amnesie keine Erinnerung daran haften. Um den Malstrom anschaulich zu machen, mußte Poe die Landschaftschilderung eines anderen Schriftstellers einflechten. Und auch sein konstruktives Können versagt oft. Dann greift er nach den Motiven, die ihm die traurige Wirklichkeit bietet, läßt Menschen in deliriösen Anfällen sterben oder — besonders oft — Opfer des Alkohols werden. Beachtenswerth ist noch ein Umstand, auf den schon Baudelaire hinwies, ohne eine rechte Erklärung dafür zu finden: die Asexualität der Novellen Poes. Heute ist festzustellen, daß manchmal, namentlich seit chronischer Alkoholmißbrauch sich zur Dipsomanie gesellte, in seinen Delirien eine heftige Abneigung gegen das Weib auftauchte, die sich in krausen Eifersuchtideen Luft machte. Daß der Alkohol ein Feind der physischen Liebe ist, weiß jeder Arzt; in Poe scheint er auch das psychische Aequivalent vernichtet zu haben. Deshalb war das Weib aus seinen Delirien verbannt; und da sein Dichten fast ausschließlich in seinen Delirien wurzelte, fehlt ihm die ganze Sphäre des Weibes und der Geschlechtsliebe.

Unhaltbar ist die Annahme, Poe sei von E. Th. A. Hoffmann entscheidend beeinflußt worden. Hoffmann war kein Epileptiker, also auch kein Dipsomane. Hoffmanns Gesichtskreis ist viel weiter, die Intensität aber, womit er furchtbare Dinge aufgriff, wenn ers einmal that, ist geringer; was er an Schauerlichem und Unheimlichem bietet, stammt von den Romantikern, aus alten Zauberbüchern und Mystikern; Gespenster, vergrabene Schätze, Doppelgänger, dazu eine Prise Mesmer. Als Gegengewicht aber eine Menge ganz anderer Stoffe: erotische Geschichten, Intriguenspiele, Historisches; dazu ein Blick, der alles Landschaftliche gierig auffing. Hoffmann liebte seine Flasche Portwein und war vielleicht ein Trinker, doch sicher kein Dipsomane. Die Kunst der beiden Dichter ist grundverschieden; Poe verhält sich zu Hoffmann wie Beardsley zu Callot.

Nur von Poes Erzählungen, nicht von seiner Lyrik („Der Rabe" stammt ja offenbar aus einem Delirium), noch von seinen kritischen Studien wollte ich sprechen. Ich behaupte, daß selbsterlebte Delirien ihm den Stoff zu den meisten Novellen geliefert haben. Sein Genie erkenne ich in der Meisterschaft, die ihn eine wirre Fülle quälender Eindrücke zu plastischer Klarheit gestalten ließ,

und in der Kunst einer mathematisch sicheren Motivirung, die uns das vom Dichter in Krämpfen Geträumte kausal bedingt zeigt. Im Besitz so hoher Kunst triumphirt Poe selbst über die Krankheit. Er schleift und glättet die Schlacken, die sie auswarf, bis sie zu köstlichen Schmuckstücken werden. Das selbe Schicksal, das ihn epileptisch werden ließ und die Kette des Keimplasmas bei ihm unterbrach, gab ihm auch die Künstlergewalt, das eigene elende Leben zu meistern. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft: körperlich Unbrauchbares zersetzte sich und erzeugte die Wärme des Kunstwerkes.

Dalldorf. Dr. Karl Ferdinand van Bleuten.

Seelenrettung.

„Morgen um diese Zeit, Nini!“ sagte er, nach ihrer schmalen Hand haschend, und sah sie mit einem Lächeln an; „wo sind wir morgen um diese Zeit?“

Sie blickte gedankenvoll vor sich hin und schwieg.

Ein Brautpaar; und der kommende Tag ihr Hochzeitstag. Man hatte die Verlobten allein gelassen — zum ersten Mal — und sich in den Salon nebenan zurückgezogen, dessen Flügelthüren freilich weit geöffnet standen. Denn die gräfliche Brautmutter hielt auf Anstand und gute Sitte. Sie saß kerzengerade in ihrem Fauteuil und behielt die offene Thür unablässig im Auge. Der Papa saß rauchend im Sopha und las dabei das „Vaterland“. Die jüngsten Sprößlinge der gräflichen Familie, ein halbwüchsiger Junge und ein halbwüchsiges Mädchen, steckten die blonden Köpfe zusammen und unterhielten sich leise über die Frage, was so ein Brautpaar sich wohl zu sagen habe. „Wahrscheinlich dummes Zeug!“ meinte der Junge voll Geringschätzung. Worauf das Schwesterchen mit nachdenklicher Miene erwiderte: „Ach was! Immer klug zu sein, macht auch nicht glücklich.“

Der Bräutigam kam sich übrigens selbst ein Wenig albern vor. So fremd war ihm seine Braut, obwohl sie einander verwandt und von Kindheit auf für einander bestimmt gewesen waren. Eine von der Familie geplante und gewünschte Verbindung. Er war ein hübscher und schneidiger Husarenlieutenant, der, trotz seinen fünfundzwanzig Jahren, das Leben und dessen Freuden schon sattsam genossen hatte. Die Ehe sollte ihn „rangiren“, — nach jeder Richtung hin. Und sie, erst siebenzehnjährig, von den frommen Damen des Sacrécoeur erzogen, hatte das Kloster vor drei Monaten verlassen und war vor sechs Wochen mit ihrem Vetter „offiziell“ verlobt worden. So ein unschuldiges junges „Komtessel“ war ihm etwas ganz Neues und Ungewohntes. So zu sagen eine terra incognita. Und doch gefiel sie ihm. Interessirte ihn. Ja, er war „eigentlich“ verliebt in sie. Nur wußte er nicht recht, was anfangen mit ihr. Er fand nicht den rechten Ton und ihre ernsten, großen Kinderaugen verschüchterten ihn. Mit seinen früheren Damenbekanntschaften hatte er sich viel sicherer gefühlt.

„Sag' mir, Nini“, hob er wieder an.

Sie unterbrach ihn. „Nenne mich nicht Nini, Emerich. Nenne mich so, wie ich getauft bin: Maria.“

„Warum darf ich denn nicht Nini sagen?"

„Weil Nini kindisch klingt."

„Aber Dein Papa ..."

„Das ist etwas Anderes. Papa hat für Jeden von uns einen besonderen Namen ersonnen. Darein haben wir uns finden müssen. Weil wir Kinder waren. Aber für Dich bin ich doch kein Kind!"

Er sah sie an und lachte. „Nein: für mich bist Du meine Frau Gemahlin. Also, sag' mir, Maria: Hast Du mich lieb?"

Sie schlug die großen Augen zu ihm auf. „Gewiß, Emerich. Das ist ja meine Pflicht."

Er schnitt eine Grimasse. „Schön. Eine Liebe aus Pflichtgefühl. Aber ich möchte mehr haben: etwas Wärmeres. Weshalb hast Du mich denn sonst noch lieb, von der Pflicht abgesehen?"

„Du bist der mir von Gott und meinen Eltern bestimmte Gatte. Darum bist Du mir lieb."

„Sehr schön. Und wirst Du gut sein gegen mich?"

„Ich hoff' es. Siehst Du, Emerich: mir ist in erster Linie um die Rettung Deiner Seele zu thun. Ich fürchte nämlich, daß Du darauf — auf das Wichtigste — nicht genug Acht gehabt hast."

„Das könnte schon sein, Nini... Maria, wollte ich sagen. Also: meine Seele willst Du retten. Wie stellst Du Dir Das denn vor?"

„Darüber habe ich viel nachgedacht. Ich bilde mir nicht etwa ein, klüger oder gar besser zu sein als Du: o nein, Emerich! Aber ich hatte im Kloster keine Versuchungen; es war mir dort leicht, meine Seele rein zu bewahren, während Du in der argen Welt gelebt hast, — obendrein noch als Lieutenant" ...

„Das ist nur so ein Vorurtheil. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie artig die Lieutenants sind!"

„Scherze nicht, Emerich. Sieh' mir gerade in die Augen. Hast Du Dir nichts vorzuwerfen? Nichts abzubüßen? Hast Du nie gespielt, gewettet, im Zweikampf das Leben eines Anderen bedroht? Nie den Frieden einer Ehe gestört oder ein armes Mädchen vom Pfade der Tugend weggelockt? Alles Das sind fürchterliche Dinge, die dem Seelenheil eines Menschen entsetzlich schaden."

Sie waren ihm sehr genirlich, diese fest auf ihn gehefteten ernsten und unschuldigen Kinderaugen. Ihr freimüthig gestehen, daß er all diese „entsetzlichen" Dinge gethan hatte? Denn Das wäre die Wahrheit gewesen. Aber wie würde sie sein Geständniß aufnehmen? So ein Kind, das vermuthlich noch an den Storch glaubte! Vielleicht würde sie sich schaudernd von ihm abwenden. Und überhaupt: die Aufrichtigkeit ... „Später", dachte er. „Wenn wir einmal verheirathet sind." Laut sagte er: „Maria, ich übergebe Dir meine arme Seele. Rette sie. Bete für sie. Ich fürchte, sie hat es sehr nöthig."

„Wir wollen zusammen beten, Emerich," sagte Maria ernst. „Jeden Morgen und jeden Abend. Wollen fasten und beten und uns kasteien. Wollen nur der Reinwaschung Deiner armen Seele leben. Das soll unsere Ehe sein."

„Donnerwetter!" dachte Emerich verängstigt. „Ja, ja," sagte er kleinlaut. „Schon auf unserer Hochzeitreise, gleich morgen, wollen wir damit anfangen. Das wird meiner Seele vortrefflich bekommen. Wir gehen doch fürs Erste nach Paris?"

„Nach Lourdes, Emerich! Was hätten wir in Paris, diesem Sündenpfuhl, zu suchen?“

„Doch, doch, Maria!“ sagte er eifrig. „Es giebt sehr viele und wunderschöne Kirchen in Paris. Dort können wir beten. Du glaubst gar nicht, wie gut man dort beten kann!“

Sie sah ihn streng an. „Du willst mich zum Besten haben. Aber ich durchschaue Dich. Du denkst an Genuß und schnöde Sinnenlust, während ich nichts Anderes im Sinn habe als Dein Seelenheil. Laß Dir alle sündigen Gedanken vergehen. Nur mit reinem Herzen darfst Du mir nahen. Ich bin für Dich vor Gott verantwortlich. Wie könnte, wie dürfte ich Dir meine Lippen zum Kuß bieten, so lange Deine arme Seele nicht geläutert ist? Wie mich mit Dir über irgend Etwas freuen, so lange ich um Deine Seele zittern muß? Das ist ja nicht möglich, Emerich!“

„Die Hochzeitreise kann lustig werden,“ sagte er sich im Stillen. „Ich werde mich ja gar nicht trauen, meine junge Frau zu lieben. Die würde Augen machen! Gott im Himmel! Wäre sie nur ein Bischen weniger heilig!“

Mit den Lippen versprach er freilich Besserung und strikten Gehorsam. Und als sie ihm beim Abschied — im Beisein der Mama — die junge, glatte Stirn zum Kuß reichte, küßte er sie so ängstlich und zaghaft, als ob er fürchtete, ihr mit seinem Kuß wehzuthun.

Schöne Aussichten, wenn man verliebt ist. Ein Kuß auf die Stirn. Und eine Hochzeitreise nach Lourdes mit Fasten, Beten und Kasteien. Wie solchem Engel beikommen? So Etwas hat ja keine Ahnung von der Liebe und den Wünschen eines Mannes. Ist selbst keine Spur verliebt. Ist gar kein Weib. Und so Etwas heirathet man! . . . Ja, wenn sie ein Wenig anders wäre. Dann könnte man es wagen. Sie überraschen und ersticken mit Liebkosungen. Sie gar nicht zu Athem kommen lassen. Aber so!

Er kaute an seinem Schnurrbart. Und wenn es dennoch ginge? Wenn man die Schüchternheit bei Seite schöbe und den Engel keck anfaßte? Wer weiß! Bis jetzt, in diesem vertrackten bräutlichen Zwitterzustand, war es nicht möglich gewesen, „keck“ zu sein. Immer war die Mama da. Oder andere Leute. Man wird ja behandelt wie Einer, der auf ein Verbrechen sinnt! Alle kontroliren, spioniren, kritisiren. Und Das macht einen Menschen ganz dumm. Aber von morgen an wird Alles anders. Da gehörte sie ihm und sie sind allein. Da wird ihm Niemand mehr mit den Augen sagen: „Das schickt sich nicht!“ oder: „Das darfst Du nicht!“ Und wenn ihr süßer junger Mund es sagt: dann wird er ihr den Mund mit einem Kuß verschließen. Die beste Antwort!

Und leise, zart und behutsam wird er sie erziehen. Ihr die klösterlichen Gedanken aus dem Köpfchen vertreiben. Nicht rauh, nicht plötzlich. Das könnte sie verängstigen. Ihr sacht und sorgsam die Binde von den jungen Augen nehmen. Ihr die Welt zeigen, wie sie wirklich ist. Sie die Welt, wie sie nun einmal ist, ertragen, verstehen und — wer weiß? — auch lieben lehren.

„Siehst Du, Kind, es ist gar nicht so schlimm. Wenn man ein oder das andere Mal ein Duell gehabt hat als Offizier, ist man deshalb noch lange kein schlechter Mensch. Wäre Dir lieber, wenn ich Nein gesagt und mich nicht geschlagen hätte? Dann hätte ich den Waffenrock eben ausziehen müssen und Du

müßtest von aller Welt hören, daß ich ein Feigling sei. Ein Offizier kann eben nicht anders. Und wer einmal spielt, ist darum kein Spieler, eben so wenig wie Einer, der einmal ein Glas zu viel getrunken hat, ein Trinker ist. Und eine wirklich gute Ehe kann Keiner stören. Und nicht jedes Mädchen, das man vom Pfad der Tugend weggelockt hat, war auf diesem Pfade zu Hause. Man hat sie gewöhnlich nicht erst wegzulocken gebraucht ... Gut und Böse, Seele und Körper sind nicht so haarscharf von einander geschieden, wie Du und Deine frommen Frauen vom Sacrécoeur meinen. Eins bedingt vielmehr das Andere und Eins ergänzt das Andere; das Gute hat sein Böses, das Böse sein Gutes. Und wenn Dein süßer Mund mir liebe Worte sagt, so freut sich meine Seele, und wenn er sich auf den meinen preßt, so freuen sich Seele und Leib ..."

Alles Das wollte er ihr sagen. Und viel mehr noch. Es war nicht zum Fertigwerden, was Alles er ihr sagen wollte. Wenn es nur schon morgen und er endlich mit ihr allein wäre!

— — — — — — — — — — — — — — —

Als sie nach vierwöchiger Hochzeitreise nach Hause zurückkehrten und von den Eltern in ihrem jungen Heim erwartet wurden, waren der Graf und die Gräfin, die sich um das ferne Töchterlein nicht wenig gesorgt hatten, sehr angenehm überrascht. Emerich strahlte und Maria sah rosig und heiter aus.

„Ihr seid also doch nicht weiter als bis Paris gekommen", meinte der Papa.

„Ach, in Paris war es so schön!" sagte Maria. „Wollten wir denn noch anderswohin, Emerich?"

„Ich nicht, Nini. Aber Du, Du wolltest doch nach Lourdes."

Sie protestirte nicht mehr dagegen, daß er sie Nini nannte. Sie erröthete nur und sagte: „Ach ja, Lourdes. Das hatte ich ganz und gar vergessen."

Sie hatte Manches vergessen.

„Und war er nett zu Dir?" fragte der Papa, mit den Augen zwinkernd, und schlug den Schwiegersohn auf die Achsel.

Nini sagte nichts darauf, lächelte aber ihrem jungen Gatten halb verschämt und halb glücklich zu. Und als sie mit der Mama allein war, schmiegte die Tochter sich an sie, barg das Köpfchen an ihrer Brust und sah zu ihr auf: „O Mama, es war wunderschön und ich hab' ihn so lieb!"

Die Gräfin streichelte leise ihr blondes Haar.

„Du bist also zufrieden, Kind?"

„Zufrieden, Mama? Glücklich bin ich!"

„In keiner Weise enttäuscht?"

„Wie sollte ich? Alles ist ja tausendmal schöner, als ich es mir vorgestellt hatte!"

„Auch er?" fragte die Gräfin mit einem Lächeln.

„Er zuerst. Sonst wäre ja wohl alles Andere nicht so schön gewesen!"

„Es ist Dir also gelungen, seine Seele zu retten?" fragte die Mama wieder und lachte herzlich.

Nini machte große Augen. Ach, ... Das hatte sie im jungen Glück erster Liebe auch vergessen. Richtig: seine Seele ...

Wien. Emil Marriot.

Anti-Haeckel.

„Anti Haeckel“: so lautet der Titel einer Streitschrift, die der Kirchenhistoriker Friedrich Loofs, Professor in Halle, bald nach dem Erscheinen von Haeckels „Welträthseln“, also schon vor etwa drei Jahren, veröffentlicht hat. Der Anti-Haeckelismus läßt sich zwar eigentlich weder räumlich nach Fakultäten sondern noch zeitlich auf die Welträthselaera beschränken; er ist vielmehr nichts Anderes als die moderne Strömung, die sich gegen jede vergeistigte Gottesauffassung, vernunftgemäße Philosophie und wirkliche Naturerklärung wendet und heute besonders den Darwinismus umbrandet; und der Eifer und zum Theil auch das Ansehen der Gegner wird es wohl erfordern, diese rückläufige Bewegung auch durch die Gelände der Philosophie und der Naturwissenschaft mit kritischem Auge zu verfolgen. Soll jedoch die wissenschaftliche Reaktion in ihrer letzten Ursache erkannt werden, so muß die Kritik an einem fernen Punkt einsetzen, wo Wissenschaft nur noch ein leerer Schall ist, die logische Motivation durch die psychologische überwunden ist, die Reaktion als eine Perversion des wissenschaftlichen Gewissens sich enthüllt. Es ist bezeichnend, daß Herr Professor Loofs die Frage nach dem „wissenschaftlichen Gewissen“ zuerst gestellt und dieses Gewissen dem Verfasser der „Welträthsel“ abgesprochen hat.

Man sollte glauben, all diese kritische Arbeit sei im Verlauf der drei Jahre bereits gethan. Nichts ist gethan. Um von der naturwissenschaftlichen und philosophischen Kritik zu schweigen und nur davon zu sprechen, was uns heute kümmert: noch immer herrscht der Wahn und befestigt sich täglich, Haeckel sei auf theologischem Gebiet von Loofs gerichtet und gezüchtigt worden. Keiner stieg hinab in den Schacht der etwas entlegenen Disziplin, keine Stimme erscholl von dem Reich des Herrn Loofs zu uns her und das Wort blieb ungesprochen bis heute: Alles, aber auch Alles ist, trotz Anti-Haeckel, seine Erzeugnisse, seine Methode, seine Urtheile, seine Wissenschaft; es ist eine so differenzirte Unwahrheit darin, daß sich eine programmatische Uebersicht über sie verbietet, daß sie in jedem Punkte in flagranti ertappt sein will; und unter all den Schleiern und Verhüllungen regt sich das verkehrte wissenschaftliche Gewissen.

Die Welträthselkontroverse hat nun formell damit ihren Abschluß gefunden, daß Haeckel sich in einem Nachwort zur jüngst erschienenen Volksausgabe gegen seine Angreifer wandte. Von einer speziellen Antikritik hat auch er abgesehen. Jetzt kann gegen die Legitimation Dessen nichts eingewendet werden, der daran geht, die hingesetzten scharfen Worte über den „Anti-Haeckel“ mit Hilfe solcher wissenschaftlichen Thatsachen, die bei einiger Veertiefung Jedem zugänglich sind, zur unbezweifelbaren Wahrheit zu erheben.

Das Einzige, was Loofs unerhörten Angriff auf Haeckel und dessen Kapitel „Wissenschaft und Christenthum“ psychologisch verständlich machen könnte und wohl den Anlaß bildete zuerst zu einem „Offenen Brief“ an Haeckel in der „Christlichen Welt“ und dann zum „Anti-Haeckel“, sei gleich an erster Stelle erwähnt. Haeckel hatte bei der Erörterung der christlichen Mythen die Erzeugung Jesu besprochen, die in Matthäus 1 und Lukas 2 erzählte Parthenogenesis natürlich verworfen und der sogenannten Panthera-Erzählung von der unehelichen Herkunft Jesu vor der bekannteren Tradition, die Joseph als den Vater

Jesu bezeichnet, darum den Vorzug gegeben, weil diese durch das Zeugniß der kanonischen Evangelien selbst ausgeschlossen werde; denn Matthäus sage ausdrücklich: „Joseph aber, ihr Mann, war fromm und wollte sie nicht in Schande bringen, gedachte aber, sie heimlich zu verlassen"; nach dem Zeugniß Matthäi (I, 24, 25) habe Joseph der Maria erst beigewohnt, nachdem Jesus geboren war, der niemals Joseph als seinen Vater anerkannt habe; als einzige natürliche Kunde bleibe also die Panthera-Erzählung übrig, die Haeckel besonders annehmbar fand, weil sie die „edle Persönlichkeit" Jesu anthropologisch erklären würde. Begreiflich ist nun, daß diese Darstellung einen frommen Christen stark erregt. Unzureichend ist dagegen hiermit erklärt, wie ein Mann der Wissenschaft auf Grund dieser Argumentation, aus der doch unverkennbar der Forscher und besonders der Anthropologe spricht, Haeckel als einen „Genossen schmutziger jüdischer Lästerer" zu brandmarken wagen konnte. Wir werden da wohl eine andere Psychologie als die des frommen Christen zu Rath ziehen müssen.

Loofs sagt in seinem „Offenen Brief": „Nicht um die Frage der Geschichtlichkeit von Lukas 2 und Matthäus 1 handelt es sich zwischen uns. Das will ich ausdrücklich betonen. Darum vielmehr handelt es sich zwischen uns, ob ein normales wissenschaftliches Gewissen es leiden kann, daß man gegen die Geschichtlichkeit jener Berichte mit Argumenten operirt, die — zu geschweigen von dem bei einem gebildeten Mann auffälligen Ton, der Rücksichtnahme auf das religiöse Empfinden Anderer nicht kennt — jede Fühlung mit der wissenschaftlichen Arbeit vermissen lassen, vielmehr an die Bravourstücke eines Sonntagsjägers oder an die Heldenthaten eines Don Quixote erinnern." Hier hat Loofs seinen Terminus „normales wissenschaftliches Gewissen" geschaffen; und hier schon zeigte sich, daß er selbst ein normales wissenschaftliches Gewissen nicht besitzt. Denn für ein solches scheidet die „Geschichtlichkeit" der Parthenogenesis als völlig undiskutirbar von vorn herein aus und kommen aus „wissenschaftlicher Arbeit" hervorgegangene „Argumente" gegen diesen Wunderglauben gar nicht in Frage. Ganz im Bann der wissenschaftlichen Perversion bewegt sich Loofs in der „Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche": Matthäus 1 und Lukas 2 wurzeln auch in judenchristlich palästinensischen Traditionen; „dennoch" dürfe man die andere Tradition „nicht gering anschlagen"; die dogmatischen Gründe für die Parthenogenesis halten „vor der Dogmengeschichte" nicht Stand. Loofs giebt der „anderen Tradition", die die Abstammung Jesu von Joseph behauptet, den Vorzug, weil sie die älteste ist, erklärt aber im „Anti-Haeckel" mit einer von der Verkehrung seines wissenschaftlichen Gewissens in erschreckender Weise zeugenden Deutlichkeit: „Ich kann es verstehen, daß, wo lebendiger Christenglaube ist, die Pietät diese Entscheidung schwer macht, und da auch historische Gründe geltend gemacht sind, um die zweite Tradition gegen den Vorwurf zu schützen, daß sie zu jung sei, . . so vermag ich es Niemandem als wissenschaftliche Gewissenlosigkeit auszulegen, wenn er sich durch die Wissenschaft nicht gehindert glaubt, persönlich der zweiten Tradition zu folgen." Professor Loofs hält also die Beschattung durch den Heiligen Geist für möglich und bekämpft sie lediglich mit „historischen" Gründen. Es war demnach keine „unehrliche Verschiebung des Streitpunktes", sondern eine folgerichtige Antwort, als Haeckel in seiner „Erklärung" bemerkte, sein wissenschaftlicher Standpunkt sei von dem des Gegners

im tiefsten Grunde verschieden; Loofs sei noch in dem naiven Wunderglauben des Mittelalters befangen; eine Erörterung könne daher zu keiner Verständigung führen. Eine Verständigung darüber, was ein wissenschaftliches Gewissen leiden kann, setzt doch nothwendig eine — wenn auch noch so entfernte — Aehnlichkeit des wissenschaftlichen Standpunktes voraus. Haeckel durfte so antworten, auch wenn er noch nicht gewußt haben sollte, daß nach Professor Loofs „letztlich der Tod und Alles, was ihn vorbereitet und was mit ihm zusammenhängt an Kummer und Weh, erst mit der Sünde in die Menschenwelt gekommen ist", — eine Ansicht, die äußerlich mit der wissenschaftlichen Arbeit Weismanns über den Tod als einen Erwerb im Laufe der Entwickelung „Fühlung" verräth, innerlich aber mit der des Philosophieprofessors Michelitsch in Graz, der den Militarismus als die Strafe für den offiziellen Abfall der Staaten vom Christenthum ansieht. Einen im naiven Wunderglauben Befangenen durfte Haeckel Loofs nennen, auch wenn er nicht die an anderem Ort gedruckten Bekenntnisse gekannt hätte: „Ich bin nicht ‚wunderscheu'" und: „Wo wirklicher Glaube an den Auferstandenen im Herzen ist, da sollte, meine ich, der Kopf zurückhaltend sein mit seinen dürftigen Verstandesargumenten". Und selbst die positive Behauptung Haeckels, Loofs nehme für die Erzeugung Jesu einen übernatürlichen Vorgang an, kann nicht mit Hinweis aufs Loofs' Darstellung in der „Realencyklopädie" widerlegt werden. Denn konnte Voltaire den Pantheismus Spinozas für einen verschleierten Atheismus halten und La Mettrie Descartes' scharfe Scheidung zwischen dem Thier und dem Menschen nicht ernst nehmen, so wird es wohl gestattet sein, zu erwägen, ob Loofs, der sich „in Bezug auf eine ganze Reihe wichtigster Fragen vielen Freunden und Bekannten von der ‚Rechten' innerlich näher weiß als vielen ‚Liberalen'", die Sprache nicht dazu benutzt habe, um seine Gedanken zu verbergen. Zumal er in einem Vortrag über die Auferstehungberichte gestanden hat: „Spräche ich vor Solchen, bei denen ich nicht voraussetzen könnte, daß sie von der Berechtigung geschichtlicher Kritik auch gegenüber der Heiligen Schrift überzeugt seien, so würde ich anders reden, als ich hier es thun darf und thun muß."

Nach dem Beweis, daß der Stifter des christlichen Glaubens ein Mensch und kein Gott war, ist es dem Naturphilosophen Haeckel vornehmlich um die Feststellung zu thun, daß auch die Grundlagen der christlichen Glaubenslehre auf menschliche und sogar allzumenschliche Einwirkungen zurückzuführen sind. Die Frage der „Inspiration" in ihrer Allgemeinheit ist für Haeckel natürlich überhaupt keine Frage; seine Stellung zu ihr aber hat jedenfalls neben anderen Gründen dazu beigetragen, daß er das die Inspirationlehre energisch bekämpfende Werk des englischen Theologen Stewart Roß zu seiner Hauptquelle machte. Diesem Werk folgend, weist Haeckel besonders auf das Konzil zu Nicäa hin, über das Konstantin nach Alexandrien schrieb: „Was die dreihundert Bischöfe beschlossen haben, ist nichts Anderes als die Meinung Gottes." Und gewiß nicht darum handelt es sich für Haeckel, ob zu Nicäa der „Kanon" in des Wortes besonderem Sinn und die Vierzahl der Evangelien festgelegt wurde, sondern darum, ob maßgebende Grundlagen der christlichen Lehre dort geschaffen wurden und ob die Art, wie Das geschah, mit der Heiligkeit des „inspirirten" Konzils und der Autorität, die sein Werk genießt, sich verträgt.

Eine Thatsache aber ist, daß vom zwanzigsten Mai bis zum neunzehnten

Juli des Jahres 325 in der Handelsstadt Nicäa, unfern von der Propontis, am See Askanius die christliche Religion so fest normirt wurde, wie eine Religion überhaupt normirt werden kann: sie wurde zum Staatsgesetz erhoben. Damals zerbrach das eigentliche und wesentliche Christenthum, das lange vor dem Nazarener Jeremia verkündet hatte, als er angesichts der Erhebung des Deuteronomium zum Reichsgesetzbuch unter Josia predigte: „Ich will mein Gesetz in ihr Inneres legen"; aber das neu angehende Christenthum und sein mit allen Stimmen gegen zwei beschlossenes Glaubensbekenntniß erfreute sich des Schutzes der Staatsgewalt und Arius ward mit seinen zwei Getreuen, die sich weigerten, das Bekenntniß zu unterschreiben, in die Verbannung geschickt. Ueber das Nicänum nun unterrichtet uns der Kirchenhistoriker Bernoulli. Im Leben Konstantins, der allerdings aus Mangel an Kenntnissen die Verhandlungen zu Nicäa nicht leiten konnte, im Verlauf des Konzils aber klug die Zügel an sich riß, ging es „irdisch genug" zu. „Zur gegebenen Stunde ließ er seinen Schwiegervater, zu einer anderen seinen Schwager und ein drittes Mal seine Frau, seinen Erstgeborenen und seinen Neffen umbringen. Die Thränen einer Schwester, ein Eid, die elementarsten menschlichen Bande galten ihm nichts." Einige Theologen, so Zahn, Brieger, Schultze, Seeck, haben eine Ehrenrettung Konstantins versucht; Bernoulli jedoch scheint an jener günstigeren Charakterschilderung „eben der Wunsch nicht ganz unbetheiligt, wir möchten doch eins der denkwürdigsten geschichtlichen Erlebnisse des Christenthumes, seine Erhebung zur Reichskirche, nicht einem Mann danken müssen, der mit seiner Protektion das damalige Christenthum nur kompromittiren würde." Eusebius von Caesarea, der dem Konzil präsidirte, war eine wissenschaftliche Lakaienseele, über die Jakob Burckhardt seine ganze Verachtung ausgegossen hat; so kritisch er die bischöfliche Bibliothek benutzte, so unkritisch behandelte er die kaiserlichen Archive. Im Uebrigen galt ihm der Zwiespalt, der zur Einberufung des Konzils geführt hatte, als ein „Gezänk unter Schuljungen"; und ihm persönlich war Gott „das Seiende, weiter nichts." Auf dem Konzil müssen die Väter der Christenheit einen Heidenlärm verübt haben; Jeder wollte sich Gehör schaffen und so schrie Alles durcheinander. Von den paar hundert Bischöfen, die zugegen waren, verstand weitaus die Mehrzahl gar nicht, worum es sich eigentlich handelte. Uns ist denn auch noch die Aeußerung eines Theilnehmers erhalten, dem die Synode „aus lauter Dummköpfen zu bestehen schien." Dem Kaiser war es nur darum zu thun, die verschiedenen Parteien zu einem „Vergleich" in Beziehung auf ihren Glauben zu bewegen; „er sondirte offenbar die Parteien auf ihre Widerstandskraft und war entschlossen, mit der hartnäckigsten zu paktiren." Dank der Geschicklichkeit des Hofbischofs Hosius, der das Talent besaß, „seine religiösen und moralischen Grundsätze nach Bedürfniß, vielleicht sogar nach Allerhöchstem Befehl, einzurichten", siegten die Orthodoxen und die Christenheit mußte fortan, statt an den „Logos Gottes", an den „Sohn Gottes, den aus dem Vater gezeugten Eingeborenen, und zwar aus dem Wesen des Vaters gezeugt, nicht gemacht", glauben.

Wer den Gegenstand des Bekenntnißstreites betrachtet, wird schier undenkbar finden, daß das Konzil die Frage der Kanonizität der Evangelien nicht berührt haben sollte. Für die Formulirung des Symbols mußten doch die Evangelien die theologischen Unterlagen bilden; von ihrer größeren oder geringeren

Anerkennung mußte abhängen, ob die Logoslehre einen wörtlichen Ausdruck fand oder nicht. Mochten darum die Berichterstatter die anderen Traktanden des Konzils, die Maßregeln wider die Schismatiker, die Osterfrage und die verschiedenen Disziplinarvorschriften, besonders erwähnen: diesen Punkt konnten sie leicht als selbstverständlich übergehen. Loofs allerdings hat die These aufgestellt, das Nicänum habe sich mit der Abgrenzung des Kanon nicht beschäftigt; und „hätte es Dies gethan, so wäre eine Ausscheidung der kanonischen Evangelien unnöthig gewesen, weil die Vierzahl der Evangelien schon im letzten Viertel des zweiten Jahrhunderts feststand." Gestützt auf den „Konsensus der wissenschaftlich theologischen Arbeit", hat Loofs Bischoffs Einwände hiergegen, zu denen namentlich eine Notiz bei Hieronymus gehört, die Herrn Dr. Bischoff geliefert zu haben Loofs sich rühmt, vollständig verworfen. Der „Konsensus" ist nun wirklich vorhanden; dagegen aber liefern die historischen Thatsachen, ganz abgesehen von der eben geäußerten Erwägung, so viele Einwände, daß man bald vermuthet, der Konsensus müsse die Folge eines noch tieferen Einverständnisses sein.

Das Wort κανών in der hier in Rede stehenden Anwendung taucht zuerst um die Mitte des vierten Jahrhunderts auf, also nach dem nicänischen Konzil. Das Entstehen des Wortes scheint aber auch das Entstehen der Sache zu bedeuten. Athanasius, die eine Hauptpersönlichkeit von Nicäa, ist der Erste, der die siebenundzwanzig Bücher des Neuen Testamentes als die allein kanonischen hinstellt. Er zuerst sagt: μὴ ὂν ἐκ τοῦ κανόνος. Was insbesondere die Kanonisirung der Evangelien betrifft, so spricht freilich schon Irenäus von „dem Evangelium in vierfacher Gestalt", im Verhältniß zu dessen Einheit die vier Verfasser nur noch als Zeugen erscheinen (κατὰ Ματθαῖον, Μᾶρκον κτλ.). Doch auch das Petrusevangelium trug den Titel κατὰ Πέτρον. Daß die „Schriften der Apostel" bei Justinus Martyr, die um 150 überall im Gottesdienst gelesen wurden — was den historischen Rechtsgrund der Kanonizität ausmachte —, nicht von den vier Evangelien der Kirche verschieden sind, steht noch durchaus nicht fest. Ueber Eusebius sagt Zahn, er habe in Fragen des Kanons die Stimmen aller Kirchen gehört wissen wollen, in dieses Verhör aber auch die Kirche von Antiochien in ihrer jüngsten Entwickelung und die hinter dieser stehende syrische Kirche einbezogen. Für den Vorsitzenden des nicänischen Konzils war also jedenfalls auch das Diatessaron der Syrer nicht belanglos. Damit aber geräth die stolze Behauptung von einem Feststehen der Evangelienzahl am Ende des zweiten Jahrhunderts bedenklich ins Schwanken.

Wir sehen, daß die Fäden zwischen dem Nicänum und dem Kanon sich immer dichter spinnen. Zieht man noch in Betracht, daß der Ausdruck „Kanon" in der Mitte des zweiten Jahrhunderts in der Kirche an das Bekenntniß des christlichen Glaubens anknüpft, um sich dann bis zu der Bedeutung fortzubilden, die er nach dem nicänischen Konzil gewinnt, so wird man einen neuen Zusammenhang sehen und, Alles noch einmal überschauend, wohl geneigt sein, das Nicänum als eine der wichtigsten Etapen in der sonst dunklen Geschichte des Kanons zu erklären. Daß auch nach dem Nicänum „Schwankungen bleiben" — was Loofs sonderbarer Weise mit dem „Feststehen" der Evangelienzahl gegen Ende des zweiten Jahrhunderts vereinbaren kann —, darf uns nicht befremden. Erst lange nachher erhielt die Versammlung von Nicäa die allgemeine Aner-

kennung ihrer Beschlüsse und diejenige als des ersten ökumenischen Konzils. Das Diatessaron blieb selbst nach seiner Beseitigung (um 450) bei den Nestorianern noch lange in Ansehen.

Das historische Leben vollzieht sich überhaupt meist in Schwankungen. Der Historiker aber sucht in der Flucht der Erscheinungen einen Ruhepol. Die theologischen Kirchenhistoriker haben sich in unserem Fall dieses auf die Erzielung menschlicher Wahrheit gerichteten wissenschaftlichen Bedürfnisses entäußert. Die Beweise späterer Ursprünge streng abwehrend, lassen sie die Autorschaft des ihrer Verehrung Würdigen zurückfließen bis zu den „Autopten und Dienern des Wortes von Anfang" oder gar bis zu einem subjektlosen „traditi sunt" oder „sanctificatae sunt". Und sie nähern sich der göttlichen Wahrheit um genau so viele Schritte, wie sie sich von der menschlichen entfernen.

Der geschichtlichen Uebersicht, die Haeckel über die Entwickelung des Christenthumes giebt, begegnet Loofs mit neuen Verdunkelungen.

Vor Allem wird die historische Disposition des Stoffes bemängelt. Haeckel theilt die Geschichte des Christenthumes in vier Hauptperioden ein: das Urchristenthum (die drei ersten Jahrhunderte), den Papismus (viertes bis fünfzehntes Jahrhundert), die Reformation (sechzehntes bis achtzehntes Jahrhundert), das moderne Scheinchristenthum (neunzehntes Jahrhundert). Loofs sagt darüber: „Schon diese Disposition der Kirchengeschichte beweist, daß Haeckel von ihr redet wie der Blinde von der Farbe. Man kann nur schwanken, wo die Unkenntniß am Größten ist." Da die Geschichte des Christenthumes nichts Anderes ist als die Geschichte seiner Erstarrung zur Kirche, so will ich mit Loofs nicht rechten, daß er aus der Disposition der Geschichte des Christenthumes willkürlich die der Kirchengeschichte gemacht hat. Zur Sache selbst ist mehr zu sagen. Die Disponirung eines historischen Stoffes wird durch den Standpunkt bestimmt, von dem aus das Mannichfache als Einheit begriffen wird. Die üblichen kirchengeschichtlichen Darstellungen erfüllen das Postulat einer solchen Durchdringung nur in mangelhafter Weise. Die erste Periode wird gewöhnlich vor einem mehr äußeren Moment, dem Hervortreten germanischer und slavischer Völker in den Vordergrund der Kirche, abgeschlossen. Eine andere Erscheinung, die Reformation — in der katholischen Kirchengeschichtschreibung der Humanismus oder gar das Moment der Entdeckung Amerikas — leitet die neue Zeit ein (die Loofs, mit einer zusagenden inneren Begründung, ungefähr 1689 beginnen läßt). Haeckel blickt vor Allem auf den Papismus, als auf die Macht, die die wissenschaftfeindlichen Ideen des Christenthumes realisirt. Man kann diese Betrachtung einseitig nennen und sogar an der Richtigkeit ihrer Voraussetzungen zweifeln; für die historische Durchdringung des Christenthumes aber ist die Geschichte des Papstthumes von höchstem Werth. Die drei ersten Jahrhunderte dienen der Entwickelung der römischen Bischofswürde. Hier einen Einschnitt zu machen, rechtfertigte sich um so mehr, als auch die wissenschaftliche Kirchengeschichte (Kurtz) mit dem selben Zeitpunkt eine Periode beschließt. Dann beginnt die Blüthezeit des Papismus: Gelasius I. und Gregor I. bezeichnen schon einen Gipfel; die Aera zeitweiligen Verfalls, der zu einem Theil durch die kaiserliche Oberhoheit, zum anderen durch die geistliche Gegenmacht der landeskirchlichen Metropoliten bedingt wird, kann die gewaltige Machtfülle unter dem dritten Innozenz nicht verhindern. Und

steigt der Papismus dann wieder hinab: welthistorisch gebrochen ist er doch erst in der Reformation. Wir haben also nur eine Dimension, dafür aber auch eine Linie. Was die „bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts reichende Reformation" betrifft, über die Loofs sich lustig macht, so wird der Herr Professor ersucht, das Lehrbuch der Kirchengeschichte von Johann Heinrich Kurtz zur Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, wie weit man den Theil der Kirchengeschichte, der durch die Reformation bestimmt wird, erstrecken kann.

Ueber die Urchristen sagt Haeckel, „sie seien zum Theil Kommunisten, zum anderen Sozialdemokraten gewesen, die nach den heute in Deutschland herrschenden Grundsätzen mit Feuer und Schwert hätten vertilgt werden müssen." Dazu bemerkt Loofs: „Schon für die Zeit des wirklichen ‚Urchristenthumes' wird durch I. Thess. 2, 9; I. Kor. 11, 21 f.; Jak. 1, 9 und 10; 2, 2—6; I. Tim. 6, 17 und andere Stellen bewiesen, wie unrichtig eine Verallgemeinerung Dessen wäre, was eine in diesem ihren ersten Theil sehr sekundäre Quelle, die Apostelgeschichte (2,44 f.) über die Gemeinsamkeit der Güter in der ältesten jerusalemischen Gemeinde erzählt. Und daß die Christenheit im zweiten und dritten Jahrhundert keine Schaar von Kommunisten war, kann vollends Keinem zweifelhaft sein, der die Literatur der Zeit kennt. Freilich lassen sich einzelne Sätze auftreiben, die kommunistisch klingen und die Leser sozialdemokratischer Bücher zu ‚überzeugen' im Stande sind. ‚Alles haben wir gemein, nur nicht die Weiber', sagt Tertullian im Jahr 197; allein selbst solche Stellen sind nur rhetorische Formulirungen des Gedankens, daß die mittheilende Liebe die sozialen Gegensätze ausgleicht, wenigstens ausgleichen sollte. Daß die Kirche des zweiten und dritten Jahrhunderts nicht kommunistisch dachte, macht ihre Stellung zur Sklaverei, macht ihre Schätzung der ‚Almosen', macht Das, was wir vom Reichthum Einzelner (zum Beispiel: Cyprians) und von dem Treiben der Bischöfe des endenden dritten Jahrhunderts wissen, zweifellos. Wenn Klemens von Alexandrien in seiner Schrift ‚Quis dives salvetur' in gesundester Weise die Stellung der Christen zum Reichthum bespricht, so ist allerdings auch hier nicht zu generalisiren: Viele waren in ihrer asketischen Stimmung theoretisch unklarer. Aber praktisch hat die Gesammtkirche jener Zeit reichen Gläubigen gegenüber keine andere Stellung eingenommen." Der „thörichten Hereinziehung des Begriffes ‚sozialdemokratisch'" überläßt Loofs es, „sich selbst lächerlich zu machen."

Jeder, der mit der Forschung über diesen Punkt nicht vertraut ist, muß nach der absprechenden Antwort des Kirchenhistorikers Loofs annehmen, der Kommunismus des Urchristenthumes webe nur noch in sozialistischen Hetzschriften und in anderer Popularliteratur und Haeckel habe sich auf Grund einiger „aufgetriebenen" Sätze zu einem groben Irrthum verleiten lassen, über den die Fachgelehrten gar nicht mehr sprechen mögen. In Wahrheit ist der Stand der Frage anders; Loofs stellt fünf wissenschaftlich unhaltbare Behauptungen auf.

Erstens. Als Quellen der von Haeckel getheilten Auffassung sind nicht nur zu nennen Akta 2, 44 f. und eine beiläufige Aeußerung Tertullians. Der sehr klare Bericht in Akta 2, 44 f.: „Alle aber, die gläubig waren, waren bei einander und hielten alle Dinge gemein; ihre Güter und Habe verkauften sie und theileten sie aus unter Alle, nach dem Jedermann Noth war" wird ergänzt durch Akta 4, 32: „Der Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele;

auch Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern ihnen war Alles gemein." Ferner fallen in Betracht die Erzählungen von Barnabas, der den Erlös seines Ackers zu der Apostel Füßen legte, und von Ananias, der über sein Gut in ähnlicher Weise verfügte. Die Beiden aber standen mit solchem Thun nicht allein, sondern: „wie Viele ihrer waren, die da Aecker oder Häuser hatten," thaten das Nämliche und „man gab einem Jeglichen, was ihm Noth war" (Akta 4,34 f. und 5, 1 f.). Nicht wie ein Neues und Unerhörtes verhalten sich diese Berichte zu Dem, was wir sonst über frühere und spätere Zustände vernehmen, sondern sie gliedern sich ihm natürlich und verständlich an. Schon in Jesu Jüngerkreise giebt es eine gemeinsame Kasse. (Luk. 8, 3; Joh. 12, 6; 13, 29.) Auch später finden wir sehr oft den Grundsatz „Nichts sollst Du Dein eigen nennen." (Did. 4, 8; Barn. 19, 8; Justin. Apol. I. 14, 61; Tertull. Apol. 39; Konst. Apost. 7, 12). Die Auffassung, die Loofs verwirft, ist also keineswegs auf die Apostelgeschichte allein angewiesen, sondern durch die Uebereinstimmung mehrerer Quellen unter einander und mit dem Geiste der christlichen Lehre besser belegt als manche von der Kritik angenommene Thatsache. Der Herr Professor aber hat den wirklichen Quellenbestand verschwiegen.

Zweitens: Mit der allgemeinen Verdächtigung des ersten Theiles der Apostelgeschichte hat Loofs die wahre Thatsache unterdrückt, daß gegen diesen nur ganz bestimmte Bedenken vorliegen, die unsere Erörterung gar nicht berühren. Wenn gesagt wird, die Ereignisse der apostolischen Zeit würden erst da mit größerer Treue wiedergegeben, wo die sogenannte Wir-Quelle beginnt, so hat Das in der Regel den ganz präzisen Sinn, daß in der Darstellung eine konziliatorische Tendenz, nämlich das Bestreben, die Verträglichkeit des urapostolischen Judenchristenthumes mit dem paulinischen Heidenchristenthum zu erweisen, vorhanden sei. Overbeck, der diese Tendenz in Abrede stellt, läßt nebensächlich eine andere zu, die sich auf das gute Einvernehmen mit dem römischen Staat bezieht. Es liegt auf der Hand, daß die uns interessirenden Berichte durch solche Absichtlichkeit, die auf Spezielles gerichtet ist, nicht beeinträchtigt werden. Uebrigens neigt die Kritik dazu, dem „sekundären" Autor ad Theophilum die volle Natürlichkeit einzuräumen. Steck bemerkt, der Paulus der Akta sei historisch treuer als der, dessen Bild die Kritik aus den Briefen gewonnen hat.

Drittens: Die erwähnten Unterlassungen hat Loofs durch die Gewissenhaftigkeit wettgemacht, womit er die dem Kommunismus angeblich entgegenstehenden Stellen zitirt. Schade nur, daß er sich und Andere hier wieder täuscht. Wer nachliest, wird finden, daß es keine Sätze sind, die den klaren und grundsätzlichen Berichten der Apostelgeschichte widerstreiten. Vollends Jak. 1, 9 und 10: „Der Bruder, der niedrig ist, rühme sich seiner Höhe, und der da reich ist, rühme sich seiner Niedrigkeit", erscheint Anderen (H. J. Holtzmann) im Gegentheil als der „neue Ton", als ein Zeugniß der „Ausgleichung der Unterschiede", — wie denn auch die „Gegenbeweise" Loofs, tiefer erfaßt, nur eine Bestätigung der von ihm bestrittenen Meinung bieten: all diese Sätze haben das mehr oder weniger verwirklichte Gemeinschaftideal zur Voraussetzung.

Viertens: Um Haeckels Ausspruch, die ersten Christen seien Kommunisten und Sozialdemokraten gewesen, zu rechtfertigen, kommt es gar nicht darauf an, zu beweisen, daß die Urchristen thatsächlich in Gütergemeinschaft lebten; sondern,

wie auch heute als Kommunisten Alle gelten, die solchen Zustand erstreben, und als Sozialdemokraten Alle, die eine Vergesellschaftung der Produktion wollen, müssen wir Lehren und Gedanken, wie sie bei den Urchristen herrschten, hier und da auch praktisch verwirklicht waren, das geistige Leben aber ganz durchdrangen, als kommunistische und ihre Anhänger als Kommunisten bezeichnen. In der Absicht, Haeckels Wissen herabzusetzen, hat Loofs mißverstanden, was kein normaler Zeitungleser mißverstehen konnte.

Fünftens: Theologen haben das urchristliche Leben nicht nur, wie Haeckel, auf eine sozialistische Geistesrichtung, sondern sogar auf die Geschichtlichkeit der berichteten Gütergemeinschaft untersucht. Und Renan, Holtzmann, Pfleiderer und Clemen haben den Bericht für geschichtlich erklärt. Holtzmann spricht von einer „sozialistischen Zeitströmung, für deren Vorhandensein gerade die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung gleichmäßig heidnische wie christliche Zeugnisse in Fülle darbieten." Und an einer anderen Stelle seiner „Neutestamentlichen Theologie" sagt er in Beziehung auf unseren Gegenstand: „Hier haben wir urbildlich Alles, was dann im Lauf der Kirchengeschichte einzelne kommunistische Sekten, ja was die Sozialdemokratie des neunzehnten Jahrhunderts anstrebt". Was zu beweisen war. Ich will abwarten, ob Loofs auch Holtzmann und die Anderen für „Thoren" erklären wird. Seine einzige Entschuldigung — die ihrem Wesen nach eine schwere Anklage scheint — ist die Gemeinschaft mit einer Reaktion, die aus apologetischen Gründen die Geschichte „läutert", — auch vom Gräuel der „unchristlichen" Sozialdemokratie.

Gegen Haeckels Bemerkung, die „aufgeklärte Theologie der Neuzeit" konstruire ihr „ideales Christenthum mehr auf Grund der Paulusbriefe als der Evangelien, so daß man es geradezu als „Paulinismus" bezeichnet habe, bringt Loofs vor, das Gegentheil sei richtig, „denn der Rückgang auf die Jesusworte der synoptischen Evangelien und die gleichzeitige Abweisung der paulinischen ‚Dogmatik' charakterisirt die Tendenz der liberalen Theologie der Gegenwart." Loofs hat ganz unbedenklich Haeckels „aufgeklärte Theologie der Neuzeit" in den in zwiefacher Hinsicht engeren Begriff „liberale Theologie der Gegenwart" und den „Paulinismus" im Sinn des „idealen Christenthumes" — Haeckel hat diese Worte gesperrt drucken lassen — in die „paulinische Dogmatik" entstellt. Es ist klar, daß Haeckel, wenn er das „ideale Christenthum" auf die Weltanschauung des Paulus zurückführt und den Paulinismus als eine Erscheinung ansieht, „deren Vater die griechische Philosophie, deren Mutter die jüdische Religion war", gar nicht seine positiven dogmatischen Aufstellungen, nur zum Theil die negative paulinische Abrogation des Mosaismus, vorzüglich aber seine universalistischen Ideen im Auge haben muß. Uebrigens meint der Theologe Wernle, man könnte beinahe „eine Dogmengeschichte schreiben unter dem Titel ‚Geschichte der paulinischen Theologie'; alle, aber auch alle Probleme der späteren Zeit sind bei ihm schon im Keim vorhanden" und von Pauli Ideen habe „die ganze Theologie zu zehren bis heute nicht aufgehört." Also wieder eine Verschleierung des Wesentlichen.

Warum hat Haeckel bei seiner Untersuchung von „Wissenschaft und Christenthum" sich nicht der offiziellen Theologie anvertraut? Ich hoffe, die Antwort schon ertheilt zu haben: mehr als einmal erkannten wir bei der Bildung eines wissenschaftlichen Urtheils gewisse „Wünsche" als „nicht ganz unbetheiligt". Harnack

gesteht, daß die theologische Wissenschaft „eine alte Schuld noch nicht völlig getilgt hat" und darum „noch immer nicht den vollen Kredit besitzt." Er meint wohl das Selbe wie Haeckels erbitterten Gegner Paulsen, nämlich, daß die Theologie, „auch die wissenschaftliche Theologie der protestantischen Universitäten, vielfach mit der Wahrheit, wenn sie sie nicht mehr einfach leugnen oder ignoriren konnte, gehandelt und gemarktet hat". Der Theologe Reuß bekennt, daß, wo die Theologie bei der Untersuchung sich betheiligt, der Blick „getrübt" ist und „das Urtheil um so unbeugsamer, als es schneller fertig war"; „das Urtheil über das Zeitalter eines Buches wird oft geleitet von dem theologischen Begriff der Prophetie; das Urtheil über einzelne Personen hängt ab von der oft blos rein theologischen Ueberzeugung von dem Alter und der Echtheit gewisser ihnen zugeschriebenen Bücher."

Einem Forscher muß nach Alledem die objektive Unzuverlässigkeit der „wissenschaftlichen" Theologie nicht geringer scheinen als ihre von Fachtheologen zugegebene subjektive. Hier sei einmal, „was die historisch-kritische Bibelforschung des neunzehnten Jahrhunderts erarbeitet hat" (Loofs), an der berühmten Pentateuchkritik untersucht. Die neuere Hexateuchkritik (aus inhaltlichen Gründen wird das Buch Josua mitgenommen) glaubt, drei Quellenwerke entdeckt zu haben, die gegen einander abzugrenzen seien: J (so genannt wegen des Gebrauches des Gottesnamens Jahwe), E (diese Quelle zieht den Namen Elohim vor) und P (Priesterkodex); die Komposition der beiden erstgenannten Quellen bezeichnet man als J E. Klostermann erkennt die Scheidung P von J E oder gar die der Quelle J von E nicht an. Auch Driver gesteht in Beziehung auf diese Trennung, der Kritiker müsse sich bei der Analyse im Einzelnen veranlaßt sehen, sein Urtheil mit Zurückhaltung auszusprechen. Eine bestimmte Beschränkung erleidet ferner diese Scheidung durch die ältere Ansicht (1862) von Nicolas. Die ganze Eintheilung aber wird, sobald man Ewald folgt, wesentlich verändert und erweitert; nach ihm sind außer drei Urfragmenten zu unterscheiden: ein Buch der Bündnisse, ein Buch der Ursprünge, ein dritter Erzähler aus Elias Zeit, ein vierter vom Ende des neunten Jahrhunderts, ein fünfter aus Juda, ein sechster Exulant aus Ephraim, endlich ein siebenter Biograph des Moses. Man sieht hieraus zur Genüge, daß sich die kritische Pentateuchforschung noch in der Phase der fleißigen und scharfsinnigen spekulativen Spielereien befindet. Dennoch wird auf diesem schwankenden Grunde höher gebaut: E war ein Angehöriger des Nordreiches, J des Südreiches. Sehr interessant, — nur schade, daß wir über das Alter ihrer Werke so gar nichts Sicheres erfahren können. Dillmann, Kittel und Riehm meinen, E sei älter, gehen aber bei der näheren Zeitbestimmung wieder auseinander. Dagegen versichern uns Wellhausen, Kuenen und Stade, J komme die Priorität zu. Von P wird auch jetzt noch manchmal behauptet, sein Kern gehöre ins neunte oder achte Jahrhundert vor Christus; Dillmann setzt P in die Zeit um 800, zwischen E und J; wogegen man allgemein mehr geneigt ist, P, als das jüngste Werk, ungefähr ins babylonische Exil zu setzen. Budde hat geglaubt, die Abfassungzeit von E und J auch im Buch der Richter wiederzuerkennen, und Cornill hat sich ihm angeschlossen; Kuenen, Kittel und Andere haben entschieden widersprochen. Die Komposition des Deuteronomium fällt nach Ewald, Kittel, Kautzsch und Driver in die Regirungzeit Manasses, nach Kuenen, Dillmann und Stade in die Josias, nach Riehm und König „be-

ſtimmt" in die des Hiskia. Dann hat vor einigen Jahren (1896) Steuernagel im deuteronomiſchen Geſetz (12 bis 26) zwei ſelbſtändige Geſetzesſammlungen entdeckt, — kurz: Kritik und kein Ende. Haeckel durfte von dieſem zweifelhaften „Erarbeiteten" abſehen, ohne Gefahr für ſein wiſſenſchaftliches Gewiſſen.

Den ſittlichen Zuſammenbruch von Haeckels Wiſſenſchaft hat Loofs darin erblickt, daß der Darwiniſt, der die offizielle Theologie verſchmähte, auf den Engländer Stewart Roß ſich ſtützte. Und hierin hat der ganze Chorus mysticus Loofs unbedenklich zugeſtimmt. Dieſer Punkt wird alſo beſonders zu prüfen ſein.

Die Autorität eines Gelehrten hängt nicht davon ab, ob er in Glasgow oder in Halle ſtudirt hat, ſondern davon, ob ſeine Urtheile wiſſenſchaftliche ſind. Wir fragen nur nach der inneren Wiſſenſchaftlichkeit des Werkes „God and his book". Wenn Loofs an den Druckfehlern des Buches und der deutſchen Ueberſetzung ſich reibt und durch allerlei Zeichen zu verſtehen giebt, daß er ſie für andere Fehler hält, wenn er inhaltliche Irrthümer nur andeutet, die auch ein in der vom „Anti-Haeckel" aufgenöthigten Mikroſkopirarbeit geübtes Auge nicht entdecken kann, ſo gönnen wir ihm ſolches Vergnügen. Eine gewiſſe Berechtigung hat nur der Tadel, der ſich gegen die Art richtet, wie Roß die Beziehung Eſras zum Alten Teſtament werthet; aber Roß (der übrigens in unklaren Wendungen Eſra bald nur das „Buch des Geſetzes", bald eine weitere Autorſchaft zuzuſchreiben ſcheint) ſteht hier der neueren Wiſſenſchaft und namentlich der jüdiſchen Tradition durchaus nicht ſo weltenfern, wie Loofs uns einreden möchte. Denn in der Schätzung von Eſras Beziehung zum Alten Teſtament kann man mehrere Abſtufungen unterſcheiden. Erſtens: Eſra habe das ganze Alte Teſtament wiederhergeſtellt. Dieſe Meinung, die haltlos iſt, könnte ſich nur auf „Eſra IV" ſtützen, ein Buch, dem der in der Frage der kanoniſchen Evangelien bei den Theologen ſo gut beleumdete Kirchenvater Irenäus übrigens vollen Glauben beimaß. Zweitens: Eſra ſei der Verfaſſer des Geſetzes (Eſra IV, 20—32; Sukka 20a; eine gewiſſe Zuſtimmung der neueren Wiſſenſchaft in Beziehung auf „die Schlußredaktion und die Vollendung des Prieſterkodex oder auch des Pentateuchs überhaupt"). Drittens: Eſra habe die ganze hebräiſche kanoniſche Sammlung abgeſchloſſen. So urtheilten die Rabbiner und auch noch Gelehrte des neunzehnten Jahrhunderts. Viertens: Eſra habe die letzte Hand an die Redaktion des Pentateuch gelegt und ihn der Gemeinde als Kanon für den Synagogendienſt gegeben (Spinoza im „Theologiſch-Politiſchen Traktat" und ein Theil der neueren Wiſſenſchaft). Alles Andere an der Kritik, die Stewart Roß erfahren hat, iſt Unwahrheit und, ſo weit die hebräiſche Sprache und ihre Entwickelung in Betracht fällt, ehrliche Unwiſſenheit.

Unwahr iſt, daß die Inſpirationlehre, gegen die Roß ſich kehrt, „vor zweihundert Jahren die offizielle (Schätzung der Bibel) war, heute aber ſelbſt von der konſervativſten wiſſenſchaftlichen Theologie nicht mehr feſtgehalten wird." Die Orthodoxie hat ſich auf den einſt als häretiſch erklärten Standpunkt des Kallixtus zurückgezogen und glaubt an eine poſitive Inſpiration in Beziehung auf die Erlöſungthatſachen und an eine negative Bewahrung vor Irrthum. Was die wiſſenſchaftliche Theologie betrifft, ſo ſind nur die Namen Philippi, Beck (die Theopneuſtie als ein Moment des „Offenbarungorganismus"), Hofmann, Frank, W. Hermann und für Jeden, der Deutſch verſteht, auch Kähler und

Cremer zu nennen. Und in der ganzen Christenheit gehen noch die Worte um: „Offenbarung", „Gottes Wort", „Heilige Schrift"; und wo die Worte fehlen, herrscht die wortlose Unklarheit. Besonders anstößig findet Loofs die Bemerkung, das Hebräische sei zur Zeit Esras bereits eine „tote Sprache" gewesen. Zur Zeit Esras wurde das Hebräische schon mehr und mehr vom Aramäischen verdrängt. Die Verdrängung beginnt etwa mit dem babylonischen Exil; daß der aramäische Dialekt „etwa seit dem fünften oder vierten Jahrhundert vor Christus die Oberhand gewann," darf man mit Wright annehmen. Mit der Meinung, daß noch um 430 vor Christus in Jerusalem gewöhnlich nur Hebräisch gesprochen worden sei, ist nicht unvereinbar die Möglichkeit, daß — theils durch den Einfluß des Exils, theils durch den der Nachbarschaft in und um Palästina — der Sieg des aramäischen Dialektes bereits entschieden war. Sprachgeschichtlich läßt sich gegen die Annahme, Hebräisch und Aramäisch könnten eine Zeit lang nebeneinander bestanden haben, nichts einwenden: „So geschieht es denn", sagt der ausgezeichnete Linguist Whitney, „daß bei einem Volk zu gleicher Zeit zwei verschiedene Sprachen bestehen, von denen die eine, ein Erbgut aus der Vergangenheit, immer steifer und gezwungener wird." Diese Steifheit aber ist die Starre der sterbenden Sprache; Whitney führt den Terminus „tote Sprache" mit dieser Entwickelung ein. Loofs bringt auch einige Auszüge, die den unwürdigen Ton des Autors beweisen sollen. Bei der vielleicht anstößigsten Stelle vergißt Loofs, zu bemerken, daß die blasphemische Vorstellung aus dem frommen Buch des Dr. Samuel Clark „The divine authority of the holy scriptures" stammt. Doch sicher hat Roß in seinem Buch herbe und starke Stellen. Trotzdem hat der Tadel in Watts „Literary Guide" nur den Ausdruck gefunden: Yet even the most sensitive critic will concede that the impeachement is the work of a scholar and thinker", und Rev. Woffendale nennt Roß „a true poet, a man of fine sympathies, a slushing and brilliant writer." Loofs dagegen heißt das Buch „ein Schandbuch eines unwissenden und groben Journalisten niederster Art, das von Gotteslästerungen wimmelt". Das ist eine Sünde gegen den Geist des Buches, gegen den sinnenden und suchenden Geist seines Verfassers; Roß ist ein echter Gottsucher; und er sucht ihn auf den engen und geraden Pfaden der Wissenschaft und in den Schluchten und Wildnissen seines geprüften Herzens. „Bist Du, Herr des Himmels und der Erden, kleinlicher als ich, ein armer Gelehrter, der immerdar mit Ernst und immerdar vergeblich an die unbeweglichen Pforten des Mysteriums klopfet? Ich würde die Verdammten aus ihrem Feuersee herausführen ans kühle Wasser und alle Thore der Verklärung würde ich aufspringen lassen und den Triumphzug einer ganzen Welt bei mir aufnehmen. All Das würde ich thun. Würde Gott weniger thun? Gewiß nicht! Gott wird mehr thun, als ich denken oder träumen kann, und sich um den armsäligen, kindischen Glauben an Bibeln nicht kümmern. Wer durch den äußeren Schein ins Innere der Seele zu blicken vermag, wird fühlen, daß ich an der Rechtfertigung, nicht an der Zerstörung Gottes arbeite."

Ein Theologe, ein Christ hatte für diese Worte kein Mitleiden, keine Liebe, nur „jüdisches" Eifern. Verkehrte Welt und verkehrtes Gewissen. Und ein Loofs schrieb über einen Haeckel, man dürfe ihm „auf keinem Gebiete wissenschaftlicher Arbeit Sorgfalt und ernsten Wahrheitsinn zutrauen"...

Dr. Hermann Friedmann.

Selbstanzeigen.

Du mein Jena! Ein Studenten-Roman. (I. Band von „Vivat Academia!“, Roman aus dem Universitätleben). Verlag von Richard Bong, Berlin.

Es schien mir nicht ohne Interesse, in einer Folge von Romanen — dem ersten und zweiten Band („In der Philister Land“) wird der dritte („Im Wechsel der Zeit“) bald folgen — den Entwickelungsgang einer Anzahl von Vertretern unseres deutschen Akademikerthums zu veranschaulichen, die wohl als typisch gelten dürfen. Ich wollte zeigen, wie aus drei Kameraden, die der selben Schule entsprossen sind und die einst von den selben studentischen Idealen angelockt und geeint waren, allmählich, im Verlauf einer immer mehr divergirenden Entwickelung, schon auf der Universität, noch viel mehr aber nachher im Berufsleben, drei nach ihrer sozialen Stellung wie politischen und sittlichen Anschauung grundverschiedene Persönlichkeiten sich entwickeln. Das Milieu der Schilderung, das sorglos schwärmende, manchmal auch wohl wild und etwas ungeberdig überschäumende Treiben einer jenenser Couleur, die Jugendlichkeit der dargestellten Personen dieses Kreises, die im Allgemeinen weder von grüblerischer Weltbetrachtung noch von überschwänglicher Begeisterung für die hohe Wissenschaft — wenigstens in diesem Stadium ihrer Entwickelung nicht — beseelt zu sein pflegen, brachte es mit sich, daß auch die schließlich entstehenden Konflikte im rein Studentischen wurzeln und ohne Berührung tiefer Seelenprobleme vor sich gehen. Nicht psychologisch merkwürdige Ausnahmefälle, sondern bis zu einer gewissen Grenze typische Personen und Entwickelungsgänge will das Buch darstellen. Und wenn ich das Verbindungtreiben liebevoll malte, so geschah Das nicht, weil ich es auch heute noch als das einwandfreie Ideal studentischen Lebens auffasse und zur Nacheiferung empfehlen möchte, sondern, weil es in jenen Tagen jugendlichen Ueberschwanges und wenig gereifter Lebensauffassung eine so bedeutsame, ja, oft tragisch wirksame Rolle spielt. Daß neben all dem Glanz der Burschenfreiheit — die ich unserer studentischen Jugend in geläuterter, zeitgemäß veredelter Form aus tiefstem Herzen gönne und für alle Zeit wünsche — auch dunkle Schatten zu finden sind, die Manchem zum Verhängniß werden können: Das, scheint mir, verhüllt auch meine Schilderung nicht, obgleich ich es für überflüssig und geschmacklos hielt, mit ernsthaft erhobenem Zeigefinger darauf hinzudeuten. Wie „Du mein Jena!“ die Charakterentwickelung der geschilderten Personen auf der Universität zeigt, so der zweite Band, „In der Philister Land“ ihr Heranreifen auf dem Felde des Berufslebens. Der dritte Band führt dann die endgiltig ausgeprägten Gestalten vor und läßt erkennen, ob und wie lange die durch die wissenschaftliche Ausbildung gewonnenen geistigen und sittlichen Werthe im abschleifenden Alltagsgetriebe unangetastet bleiben.

Dr. Paul Grabein.

Die freie Ehe. Von Jacques Mesnil. Autorisirte Uebersetzung von Karl Federn. Verlag Renaissance, Berlin-Schmargendorf. 60 Pfennige.

In letzter Zeit sind viele Bücher erschienen, die eine Kritik der heutigen Ehe enthalten; keins vielleicht bringt sie zugleich in so gedrängter Kürze, mit so scharfer, unerbittlicher Logik und solchem sittlichen Ernst und Enthusiasmus.

Sehr werthvoll scheint mir besonders das erste Kapitel, durch die Kritik des Anarchismus und Sozialismus, die es in wenigen Sätzen enthält — die Feststellung jenes Grundirrthums, daß durch die Umwälzung der ökonomischen Institutionen und Zustände allein oder durch die Beseitigung der bestehenden Gesetze ein glücklicher Zustand der Menschheit herbeigeführt werden könnte —, und weil es den vielen Menschen, die sich unter jedem „Anarchisten" einen Bombenschleuderer vorstellen, einen ganz anderen Begriff geben muß.

Grünheide. Dr. Karl Federn.

Weltkinder. Gedichte von Paul Bliß.

Damit man ungefähr weiß, was man zu erwarten hat, habe ich ein Wort Goethes als Motto gewählt: „Mir will das kranke Zeug nicht munden; Autoren sollten erst gesunden." Bisher hat mich die berliner Kritik mit anerkennenswerthem Eifer geflissentlich totgeschwiegen. Trotzdem lebe ich noch immer. Und nun bringe ich sogar ein Bändchen Gedichte heraus. Ich bin auf Alles gefaßt.

Paul Bliß.

Die große Krippe. Komoedie in fünf Akten. Karl Haushalter, München 1903. 1,50 Mark.

Mein erstes Bestreben war, ein interessantes Stück zu schreiben. Alles, was heute als halb geächtet gilt, habe ich angestrebt: eine spannende Handlung, effektvolle Aktschlüsse, einen befriedigenden Schluß. Die denkbar älteste Technik habe ich zu benutzen versucht: erregendes Moment, Steigerung, Höhepunkt, Umkehr, verschiedene Momente letzter Spannung, — Alles ist vorhanden. Die Modernsten werden mich verachten. Das Stück selbst zeigt Mißstände, die in der lokalen Presse und der kommunalen Verwaltung vorhanden sind, in satirischer Beleuchtung. Ich denke: Mancher wird in meiner lieben Stadt Klüngelburg ein vertrautes Fleckchen Erde wiedererkennen, Mancher meinen Menschen vertraulich die Hände entgegenstrecken. Denn, im Grunde genommen, sind sie doch Alle liebe Kerle.

Duisburg. Georg Fernandes.

Richard Wagner und das Christenthum. Georg Wigand, Leipzig. 2 Mark.

Ich meine, es könne weder den Freunden des Christenthumes gleichgiltig sein, welche Stellung ein so ausgeprägter Individualist wie Richard Wagner zur Gedankenwelt Jesu einnahm, noch dürfte es den Wagnerfreunden uninteressant sein, an dem Wesen und den Werken des Meisters nachgewiesen zu sehen, wie weit die grundlegenden Lebensprinzipien des Christenthumes in voller Unabhängigkeit von der Kirche eine Neubelebung durch den „Bayreuther Gedanken" erfahren haben. Die bisherige Wagner-Literatur geht auf die eigenartige religiöse Entwickelung Wagners kaum ein. Von der Kenntniß dieses Entwickelungsganges dürfte aber das tiefere Verständniß der Musikdramen abhängen. Ich möchte den Zusammenhang aufdecken, in dem die einzelnen Musikdramen, vom Holländer bis zum Parsifal, mit der jeweiligen religiösen Entwickelungstufe ihres Schöpfers stehen.

Bremen. Otto Hartwich.

Könige ohne Land. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Ich dachte an Menschen, die kaum bemerken, daß sie durch sichtbaren Erfolg eigentlich nur schwach vom Leben abgelohnt werden, die aber von so starkem inneren Glanz selbst erfüllt sind, daß sie dennoch reichlich auf ihre Kosten kommen. Trotz allem Widrigen und Störenden, was ihnen das feindliche Leben anthat, strahlt von ihrer Harmonie noch ein gutes Theil auf Andere über.

Franziska Mann.

Das Bildniß Dorian Grays. Von Oskar Wilde. F. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W.

Zunächst eine Berichtigung. In meiner Vorbemerkung erwähne ich eine Kritik der gaulkischen Ausgabe des Dorian Gray. Diese Kritik ist zwar geschrieben, aber nicht veröffentlicht worden. Ich konnte die Korrektur nicht selbst lesen und so blieb der Irrthum leider stehen. Diese Kritik enthielt die Rechtfertigung meiner Neuausgabe. Es sei mir gestattet, hier noch einmal in Kürze die Gründe zu nennen, die mich zu ihr trieben. Bei uns wird mit Uebersetzungen der ungeheuerlichste Unfug getrieben. Daß er die fremde Sprache beherrsche, wird von dem Uebersetzer längst nicht mehr verlangt. Aber auch die eigene Sprache kennen viele Uebersetzer nicht. Die Praxis völliger Gleichgiltigkeit gegen den fremden wie gegen den deutschen Text ist für die allgemeine Unterhaltungliteratur schon viel zu sehr eingerissen, als daß es fruchtete, dagegen zu wettern. Aber wenn sich Jemand daran macht, eins der für eine ganze Epoche des geistigen Lebens wichtigen Werke zu übertragen, dürfte man wohl von ihm verlangen, daß er erstens die Sprache beherrscht und zweitens dem Werk gegenüber Pietät besitzt. Herr Gaulke kann weder Englisch noch hat er eine Ahnung davon, was Pietät oder, anders ausgedrückt, Akribie heißt. Er läßt willkürlich fort, wo es ihm behagt (ganze Kapitel und kleinere Abschnitte). Er hat von den tausend Pointen in Wildes Stil nicht die Hälfte verstanden. Er übersetzt „common sense“ mit „Gemeinsinn“, „a genial (lustig) framemaker“ mit „ein genialer Rahmenfabrikant“. Solcher Stellen könnte ich Hunderte anführen. Ich denke: zwei genügen. Ich habe mich in meiner Ausgabe an den Text der zweiten Ausgabe (der ersten mit der Vorrede) gehalten. Fortgelassen ist nichts. Das flackernde Spiel des Witzes wird vielfach blasser und stumpfer geworden sein. Was sich bei der Uebertragung aus dem knappen, konzisen Englisch in das immer etwas weitschweifige Deutsch thun ließ, glaube ich, gethan zu haben, und hoffe, daß Dorian Gray seinen Dichter besser kennen lehren wird, als man ihn in Deutschland bisher kannte.

Felix Paul Greve.

Morgans Noth.

Im Mai des vorigen Jahres landete in London Andrew Carnegie, der sich bekanntlich nicht mit dem Ruhm begenügt, sein Privatvermögen auf die Milliardärhöhe gebracht zu haben, sondern den Ehrgeiz hat, auch Andere zu lehren, wie sie es anstellen müssen, um schnell und schmerzlos reich zu werden. Die kurze und klare Definition der Franzosen: Les affaires, c'est l'argent

des autres, behagt diesem Idealisten nicht, der in langen Katheder-reden allerlei ethische Forderungen aufstellt. Dabei reichen die Wurzeln seiner Weltanschauung tief in das kapitalistische Erdreich hinab und er scheint wirklich zu glauben, der Milliardär sei nicht der tüchtigste nur, nein: der edelste aller Erdenbürger. Und da er auch die Nationen nach Rangklassen eintheilt und die Amerikaner für das tüchtigste und edelste Volk hält, muß er im amerikanischen Milliardär natürlich die Krone der Schöpfung sehen. Carnegie hat Muth. Als er in London angelangt war und von einem englischen Journalisten über den eben entstandenen Dampfertrust interviewt wurde, sagte er: „Wir Amerikaner meinen in der That, daß wir die Dinge besser verstehen als irgend Jemand in einem anderen Land; und wir haben für diese Meinung triftige Gründe". Die Engländer nehmen sonst das Vorrecht, Alles besser als Andere zu wissen, für sich selbst in Anspruch. Dennoch ließen sie sich Carnegies Worte gefallen, ohne den stolzen Sprecher zu strafen. Warum? Weil damals ganz Europa geneigt war, an die unerreichbare Superklugheit der Amerikaner wie an das ehrwürdigste Dogma zu glauben. Mir fiel Carnegies Rede wieder ein, als ich von den ernsten Schwierigkeiten las, mit denen der Ozeantrust des Herrn Pierpont Morgan jetzt zu kämpfen hat. Noch hat der Trust seine Julizinsen nicht bezahlt, wird sie einstweilen wohl auch nicht bezahlen; das zu verzinsende Kapital hat die für Europäeraugen immerhin stattliche Höhe von 50 Millionen Dollars. Auf eine spätere Rentabilität warten ferner die Besitzer von 52 Millionen Prefered-Shares. Ihnen folgen dann erst die Millionen gewöhnlicher Aktien, die den Amerikanern freilich nie allzu große Sorgen machen; meist sind solche Common-Shares ja den Gründern oder höheren Trustbeamten zugewiesene Geschenke, deren Empfänger noch zufrieden sein können, wenn sie auch nur zehn Prozent vom Nominalwerth der Aktien herausholen. Die schlechte Konstitution des Trusts verräth sich in dem raschen Rückgang der Kurse: die Vorzugsaktien (die zwar nie auf Pari kamen, Ende 1902 aber auf 75 standen) sind auf 20 gesunken und die Common-Shares sind um 21 Prozent gefallen und stehen auf 5. Der Trust hat nicht einmal versucht, diesen Rückgang aufzuhalten; entweder haben also die Leiter selbst kein Vertrauen mehr zu ihrer Sache oder sie sind zu finanzieller Ohnmacht verdammt.

Daß der Dampfertrust nie rentiren werde, war vorauszusehen. Die Gründer hatten auch weder die Rentabilität im Allgemeinen noch insbesondere, wie ausposaunt wurde, die Besserung des Frachtverkehrs als Ziel vor Augen gehabt. Der Ozeantrust wurde von ihnen nur als Schlußstein eines großartigen Baues geschätzt; er sollte das ganze Trustsystem für die Zukunft sichern. Wie der Kriminalist die Stärke des verbrecherischen Willens erwägt, soll auch der Psychologe die Menschen weniger nach dem von ihnen Erreichten als nach dem Ziel ihres Strebens beurtheilen. Was beweist der Erfolg? Bonaparte hat das erträumte Weltreich nicht gegründet und war trotzdem ein Meister politischer Strategie. Strousberg verlor das Spiel, starb arm und entehrt und war dennoch ein genialer Finanzmann. Wer eine Höhe erklettern will, kann leicht straucheln, leichter jedenfalls als Einer, der ruhig unten im Thal bleibt. So nenne ich auch Morgan den größten aller uns bekannten Finanzstrategen, obwohl das Glück, die leichte Dirne, ihm jetzt zu entflattern droht. Man sagt ihm nach, er gehe jeden Morgen vor der Burcauzeit in die Georgskirche — vielleicht eine Kon-

zession an den Aberglauben, wie mancher bedeutende Mann sie gemacht hat —, bete dort aber nicht, sondern benutze die Kirchenruhe, um seine Geschäftspläne durchzudenken. Wenigstens versichern gute Beobachter, er sehe dann aus wie Einer, dessen Hirn eifrig arbeitet. Er hat noch ein anderes Refugium. Wenn ihn besonders wichtige Pläne beschäftigen, fährt er auf seiner Yacht, die den ominösen Namen „Der Korsar" trägt, hinaus und hält auf dem Meer Tage lang Zwiesprache mit seinem Genius. In solcher Einsamkeit mag der Plan zum Stahltrust gereift sein. Und an diese Riesenkombination reihten sich andere Trustgebilde; wurde, am Ende der Reihe, das Eisenbahnmonopol erreicht, dann war die gesammte Stahlproduktion vertrustet und unter Morgans Herrschaft: von dem Augenblick an, wo das Rohprodukt der Erde entrissen, bis zu der Stunde, wo das fertige Fabrikat auf Stahlschienen an die Meeresküste befördert wird. Morgans Macht aber sollte noch weiter reichen. Auch unseren Kontinent, den alten, wollte er beherrschen, die Wirthschaft seiner Gegner mitbestimmen; und an dieses hohe Ziel sollte ihm der Dampfertrust helfen.

Zunächst hatte er Glück: die Verödung des Frachtenmarktes begünstigte seinen Plan. Während der Hochkonjunktur hatten namentlich deutsche und englische Dampfergesellschaften ihre Flotte beständig vermehrt. Das abnorme Jahr 1900, wo der kubanische Krieg noch fortwirkte, zwei Welttheile Strafzüge nach China sandten und die gesteigerte Industriethätigkeit neue wirthschaftliche Ansprüche erhob, hatte die deutschen Rheder in einen Fieberzustand versetzt. Die Berichte des Lloyd und der Packetfahrt malten die Zukunft in rosigstem Licht, in das nur ein Schatten noch fiel. Die deutschen Linien waren, um allen Anforderungen genügen zu können, nämlich genöthigt gewesen, fremde Schiffe zu chartern. Doch dieser Uebelstand sollte bald beseitigt sein. Ende 1900 hatte Ballins Gesellschaft fünfzehn Ozeandampfer im Bau; sieben nur für Frachten, die andern acht auch für Passagierbeförderung. Als der Verkehr nachzulassen begann und die kriegerischen Verwickelungen sich lösten, sanken die Ozeanfrachtsätze schnell. Im Lauf eines Jahres fiel der Getreidefrachtpreis (auf der Linie Amerika-Liverpool-Hamburg) von $2^3/_4$ auf $^3/_4$ Pence für das Bushel und auch die Passagierpreise ließen über zehn Dollars nach. Da griff, im Herbst 1901, Morgan ein. In Wien und Hamburg ließ er durch das new-yorker Bankhaus Kuhn, Löb & Co. deutsche Schiffahrtaktien aufkaufen. Das Gerücht, der amerikanische Milliardär sei der eigentliche Käufer, verbreitete sich mit Windeseile und jagte die deutschen Interessenten in Furcht und Schrecken. Morgan, hieß es, strebt nach der Aktienmajorität, um die deutsche Schiffahrt zu amerikanisiren. Die Statuten wurden, zur Beschwichtigung ängstlicher Gemüther, geändert. Aber die Herren Ballin und Wiegand wußten mindestens eben so gut wie jeder unbefangene Beurtheiler, daß auch die geänderten Statuten einem ernsten Ansturm der Yankees nicht Stand halten konnten, und eilten deshalb nach Amerika. Dort wurde zwischen den deutschen und den rasch verbündeten amerikanischen Gesellschaften ein Vertrag abgeschlossen, der den deutschen Gesellschaften zwar äußerlich ihre Selbständigkeit ließ, thatsächlich sie aber der Gewalt Morgans unterwarf. Vortheil brachte den deutschen Kontrahenten nur Morgans Verpflichtung, unseren Gesellschaften 6 Prozent Dividende auf einen Theil ihres Aktienkapitals zu garantiren. Im Oktober 1902 trat die Compagnie Générale Transatlantique dem Trust bei, der nun die französischen und die deutschen Gesellschaften und die englischen und amerikanischen Linien Lyley,

White Star, Atlantic Transport, Red Star, die American und Dominion-Line umfaßte. Widerstand leistete nur noch die durch eine beträchtliche Staatssubvention gestärkte englische Cunard-Line; sie schloß später zwar einen Vertrag mit dem Trust, bewahrte sich aber so ziemlich ihre Unabhängigkeit.

Der Ankauf der Aktien hatte ungeheure Summen verschlungen. Die meisten Antheile waren weit über ihren Werth bezahlt worden. Das war aber nicht, wie jetzt in der Manchesterpresse gezetert wird, die Folge wilder amerikanischer Spekulation: auf den Preis, den er zahlte, durfte es Morgan gar nicht ankommen, denn der Ozeantrust hatte für ihn nicht den Zweck, Rente abzuwerfen, sondern den höheren, das amerikanische Trustgebäude zu krönen. Für rentabel hat der Schöpfer wohl von vorn herein seine Schöpfung nicht gehalten. Bei den deutschen Gesellschaften entfallen auf eine Registertonne der Flotte $66^2/_3$ bezw. 48 Dollars zu verzinsenden Kapitals; der amerikanische Trust aber hat mit jeder Tonne den Ertrag von 90,3 Dollars aufzubringen. Nun können schon unsere deutschen Gesellschaften in halbwegs schlechten Zeiten ihr Kapital kaum ausreichend verzinsen; wie soll es da der unter ungünstigeren Bedingungen wirthschaftende Trust können? Trotzdem wird er nicht an dieser Klippe scheitern, sondern an einem gefährlicheren Riff. Morgan hatte seinen Partnern eine wesentliche Hebung des Frachtgeschäftes verheißen. Dieser Lockung waren sie gefolgt. Doch der mächtige Milliardär hat sein Versprechen nur zum kleinen Theil zu erfüllen vermocht. Das klingt Dem befremdend, der erwägt, in welchem Umfang der Stahltrust auf die Verhältnisse des amerikanischen Stahl- und Eisenmarktes zu wirken vermag. Aber der Dampfertrust ist dem Stahltrust im Wesen nicht ähnlich; er ist nicht Produzenten-, sondern Händlertrust, ist ein Monopolring, wie es sie auch früher schon gab. Solche Ringe haben sich fast nie lange gehalten; man hat die Getreide- und Kupfervorräthe der ganzen Welt aufgekauft, um die Preise zu steigern, und der Versuch ist gescheitert. So wird es wahrscheinlich auch dem Dampfertrust gehen. Wer ein Monopol erreichen will, muß sich zunächst die Produktionstätten sichern; auch das Kupfermonopol wurde erst möglich, als die Kupferminen aufgekauft waren. Das hat Morgan vielleicht geahnt, als er die Hand über den Ozean streckte; vielleicht sah er in seinem Werk selbst nur den Anfang einer großen internationalen Organisation. Die aber hat er nicht geschaffen. Und jetzt steht sein Trust, bei dessen Gründung denn doch allzu viel Schwindel getrieben worden war, vor der Unmöglichkeit, das steigende Lagerraumangebot zu meistern. Das ist der Anfang vom Ende.

Bei uns sucht man das Nahen der Katastrophe zu verschleiern. Die osnabrücker Verhandlungen hatten aber wohl den Zweck, die Rüstung der kontinentalen Gesellschafter für den Tag des Zusammenbruches vorzubereiten. Nutzen würde solcher Zusammenbruch den deutschen Rhedereien nicht bringen: die Dividendengarantie fiele weg und sie hätten mit erneuter, verschärfter Konkurrenz zu rechnen. Ob Morgan den Schlag überstehen wird, muß man abwarten. Ganz unsinnig ist aber das Geschrei unserer liberalen Presse, die jubelnd den Tod aller Amerikanertrusts verkündet. Solche Trustophobie verkennt, daß der Dampferring nur den Namen, doch nicht das Wesen eines Trust hat. Selbst wenn Morgan fiele: der Stahltrust würde ihn überleben; und dieses großartig organisirte Unternehmen ist für uns die schlimmste aller amerikanischen Gefahren.

Plutus.

Notizbuch.

Schlesien hat durch Hochwasser ungeheuren Schaden erlitten; besonders schlimm sind die Verwüstungen in den Bezirken Neisse, Oppeln, Breslau. Die Regirung hatte, als Verwalterin des preußischen Staatsvermögens, die Pflicht, der heimgesuchten Provinz schnelle und ausreichende Hilfe zu leisten. Aber der König ist nicht in Berlin, nicht auf festem Land; und ohne des Königs Wink wagt man nicht gern mehr wichtige Beschlüsse: er könnte sie später ja mißbilligen und das Ministerium seinen Unmuth fühlen lassen. Also mußte Schlesien warten. Der Freiherr von Hammerstein, annoch Minister des Inneren, fuhr hin und fand, die Sache sei nicht so arg; private Wohlthätigkeit werde die zur Linderung der Noth erforderlichen Mittel aufbringen. Nun lief den Schlesiern die Galle über. Sie saßen im Elend, sahen sich von neuer Ueberschwemmung, von Fieber und Seuchen bedroht, lasen von Reisevergnügungen des Königs, von ziersam zugespitzten Strandreden des Ministerpräsidenten, von Ausländern, die allerlei seltsame Ehren einheimsten, und wurden auf den kargen Erfolg privater Sammlungen vertröstet, die im besten Fall noch nicht den zehnten Theil des Nothwendigsten liefern konnten. Sie erinnerten an die rasche und reichliche Hilfe, die in Hochwassersnoth aus Berlin gekommen war, als Bismarck regirte. Das half. Graf Bülow wird sehr nervös, wenn seine Thaten kleiner geschätzt werden als die des ersten Kanzlers. Zu solcher Schätzung hatten jetzt Viele Lust; sogar die berliner Presse fing zu murren an. Der Finanzminister wurde nach Schlesien geschickt und wir vernahmen, der verwüsteten Provinz sei ein Staatskredit von zehn Millionen zur Verfügung gestellt. Natürlich mußte der Erdkreis erfahren, wem diese Großthat zu danken sei: nur, ganz allein der Initiative des Grafen Bülow. Und im offiziösen Lokalanzeiger stand: „Der Kanzler ist in Schlesien jetzt der populärste Mann." Möglich, daß er durch seinen Hausfreund Lichnowsky besser als die berliner Kollegen über den Umfang der Noth unterrichtet war; was er thun mußte, hat er dennoch nicht gethan. Er mußte den König telegraphisch bitten, sofort zurückzukehren; denn es ist dem Ansehen der Monarchie nicht nützlich, daß der höchste Repräsentant des Staates an fremden Küsten Feste feiert, während Schaaren deutscher Menschen obdachlos hungern und von Epidemien umlagert sind. Und er mußte selbst ohne Säumen nach Schlesien reisen und sehen, wo und wie zu helfen sei. Das war einfach seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, für die er bezahlt wird. Schlesien hat seit dem ersten Juli keinen Oberpräsidenten: doppelt nöthig war also die Anwesenheit des ersten Ministers. Der Herr Graf hält sich länger und öfter procul negotiis als Bismarck in alten und kranken Tagen. Er war um die Osterzeit in Venedig, später in Rom und ist nun seit Wochen in Norderney. Er hatte die Seebadekur gefälligst auf vier, fünf Tage zu unterbrechen. Das hätte in ähnlichem Fall jeder Industrielle, jeder Bankdirektor gethan. Nicht der geringste Grund also zu Lobeshymnen. Und welche Lakaiengesinnung stimmt denn überhaupt der Regirung Danklieder an, weil sie endlich, nach skandalös langem Zögern, sich zur Bewilligung der allernöthigsten Mittel drängen ließ? Ist es ihr Geld oder unseres? Hat sie es erworben? Wird sie es durch Werthe schaffende Leistung ersetzen? Du lieber Himmel: wenn das preußische Nationalvermögen auf die Produktivkraft der Bülow und Genossen angewiesen wäre, hätte der Finanzminister schwere Tage. Nicht die Regirung giebt die zehn Millionen für Schlesien: die preußischen Bürger geben sie, haben sie erarbeitet und werden sie wieder

in die Kasse liefern, aus der sie jetzt genommen wurden. Und wenn die Gesammtheit der Bürger den Willen ausdrückt, einer geschädigten Provinz solche Hilfe zu leisten, dann haben die Staatscommis einfach Ordre zu pariren und auf Dank keinerlei Anspruch. Schlimm genug, daß sie in hunderteinundsechzig Jahren — so lange ist Schlesien preußisch — noch nichts Zulängliches gethan haben, um die Provinz vor Elementarschäden zu schützen. Nur elender Servilismus kann da in Brunstzuckungen Dank stammeln. Jetzt heißts, der Nothstandsbericht werde die letzte Ministerthat des Freiherrn von Hammerstein sein. Sehr schön (trotzdem Eingeweihte behaupten, der Innere habe sich auch hier nur maßgebenden Wünschen angepaßt); genügt aber nicht. Herr Studt, der Leiter der Medizinalangelegenheiten, mußte seine Reise in das Typhusgebiet „um eine Woche verschieben"; er ist offenbar überlastet und sollte in ein ruhiges Oberpräsidium befördert werden. Das ganze Jahr hindurch erledigen die Herren, manchmal recht, oft schlecht, ihre Nummern; versagen sie in den seltenen Fällen drängender Noth, dann sind sie, als völlig unbrauchbar, geschwind aus dem Amt zu scheuchen. Freilich: auf den Ersatz kommt es an. Für das Justizministerium soll Herr Beseler ausersehen sein; dieser Wahl würden namentlich die Praktiker sich freuen, denen die neue Strafprozeßordnung wichtiger scheint als das neue Strafgesetz. Sollte es gar nicht möglich sein, für Kultus und Inneres moderne Männer zu finden? Diesmal war wieder nur der Freiherr von Rheinbaben auf dem Posten. Allein aber, ohne rüstige und muthige Helfer, kann auch er den altmodischen Preußenstaatswagen nicht durch versandetes und überschwemmtes Land vorwärtskutschiren.

* * *

Der Kaiser muß über die schlesische Noth unzureichend informirt worden sein. Er hat Zeit gefunden, Herrn Ballin und dem Hafenverwalter von Dover in Depeschen seine Freude darüber auszusprechen, daß die Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie künftig in Dover landen sollen. Ob diese Schiffe Southampton oder Dover anlaufen: Das ist eine kaufmännisch-technische Frage, deren Beantwortung die Allgemeinheit nicht interessirt. Engländer haben den Kaiser gebeten, Dover als Landungplatz zu empfehlen; und er meint nun, diese Wahl werde „die vielseitigen friedlichen Beziehungen der beiden Nationen noch weiter ausgestalten und enger knüpfen" und „mehr und mehr zur Entwickelung unserer Handelsbeziehungen beitragen". Das ist höchst unwahrscheinlich; aber den Gehorsam des Herrn Ballin mögen seine Aktionäre würdigen. Auffallen mußte nur, daß der Kaiser, der bei diesem winzigen Anlaß zwei als Imperator und Rex unterzeichnete Depeschen aus Norwegen schickte, seiner Theilnahme an dem schlesischen Nothstand zwei Wochen lang öffentlich keinen Ausdruck gab. An Telegrammkosten wird in der Wilhelmstraße sonst ja nicht gespart.

* * *

Im ersten Juliheft war das Rundschreiben eines „Institutes für Reklame und Propaganda" abgedruckt, das von den Ausstellern bezahlte Besprechungen der dresdener Städteausstellung anbot und den Satz enthielt: „Ich mache noch besonders darauf aufmerksam, daß die Vossische Zeitung andere Besprechungen über die dresdener Ausstellung als von mir nicht bringen wird." Tante Voß stellte sich darob höchst entrüstet. „Bei diesem Cirkular", keifte sie, „handelt es sich um einen eben so plumpen wie dummen Schwindel"; nur „in schön gespielter sittlicher Entrüstung" könne irgend Jemand an „die Richtigkeit der Darstellung glauben"; „die Unterstellung, die Vossische Zeitung nehme Berichte oder Besprechungen gegen Be-

zahlung auf, ist so abgeschmackt, daß sie nicht uns, sondern nur ihre Urheber belastet"; „wir geben den Ausstellern, bei denen der Humbug versucht worden sein sollte, anheim, sich an die Staatsanwaltschaft zu wenden." Die Hintertreppenpathetik der alten Kupplerin konnte mich nicht beirren; im zweiten Juliheft wies ich bündig nach, daß die Vossische Zeitung gar nicht selten „Berichte oder Besprechungen gegen Bezahlung aufnimmt". Jetzt versendet „Dr. W. Kämpf, Institut für Reklame und Propaganda", ein gedrucktes Schreiben, das den Thatbestand mittheilt und meldet, Herr Dr. Kämpf habe die Vossische Zeitung wegen Beleidigung verklagt; in einer Anmerkung heißt es: „Die Erhebung der Privatklage wird bestätigt. Dr. Oskar Meyer, Rechtsanwalt". Der Thatbestand aber ist recht erbaulich. Die Vossische hat allerdings nicht mit Kämpf verhandelt, sondern mit dessen „Mitarbeiter", einem Schriftsteller Schidlof, der im Auftrag des Institutes nach Dresden fahren sollte. „Dieser Herr war der Vossischen Zeitung bereits bekannt, da er für die Nummer 171 vom zwölften April dieses Jahres einen Reklameartikel geliefert hatte, der mit seinem vollen Namen unterzeichnet ist. Dieser Artikel ist in seiner ganzen Ausdehnung der Besprechung einer einzigen Firma (Pianolafabrik) gewidmet. Er ist nicht etwa nur Referat, sondern im Plauderton gehalten, — rein feuilletonistisch. Auch seiner äußeren Form nach ist dieser Artikel ein Feuilleton, denn er ist, wie die redaktionellen Feuilletons, dreispaltig gesetzt und nicht etwa, wie die Annoncen der Vossischen Zeitung und wie andere Reklameartikel, die als solche gelten sollen, vierspaltig. Ferner befindet sich dieses Feuilleton in der zweiten Beilage unter dem Strich; unmittelbar darüber steht redaktioneller Text (Handelsnachrichten); nirgends auf der ganzen Seite ist eine Grenze sichtbar, wo der redaktionelle Theil aufhört und ein anderer Theil beginnt, für den die Redaktion keine Verantwortung übernimmt. Das Honorar für dieses Feuilleton hat nicht etwa der Verfasser erhalten, sondern er hat es an die Vossische Zeitung bezahlt; die Quittung hierüber ist vorhanden." Und eben so sollte die Sache für Dresden gemacht werden. Herr Schidlof verhandelte mit der Redaktion, nicht mit der Expedition; und der leitende, verantwortlich zeichnende Redakteur, Herr Bachmann, sagte ihm zu: solche von den Ausstellern bezahlte Feuilletons gegen Entgelt aufzunehmen, sie äußerlich von dem redaktionellen Text nicht zu unterscheiden, sie, wenn der Tag des Erscheinens nicht fest vorgeschrieben werde, in die erste Beilage zu setzen. Das genügt wohl, um zu zeigen, daß Herr Kämpf berechtigt war, seinen Kunden zu versprechen, er werde die von ihnen bezahlten Feuilletons in die Vossische Zeitung bringen. Tante bestreitet nur die Verpflichtung, andere Besprechungen nicht aufzunehmen; doch drei Wochen nach der Eröffnung waren die Ausstellungen der Einzelfirmen in der Vossischen noch nicht besprochen, „so daß", wie Herr Kämpf richtig sagt, „deren Besprechung immer noch meinem Mitarbeiter vorbehalten blieb". Die Hauptbeschwerde der Vossischen ist: Kämpf habe für die Reklamen mehr Geld verlangt, als sie selbst dafür von ihren Kunden fordere, sie also geschädigt. Und wie ists nun mit dem „Humbug", dem „eben so plumpen wie dummen Schwindel"? Ich war ungemein naiv, da ich den Geheimen Justizrath Lessing, den Herrn und Gebieter der Vossin, aufforderte, nachzuforschen, ob im Mummenkleid einer unbefangenen Kritik wirklich bezahlte Reklamen geboten worden seien. Das Mummenkleid war von der Redaktion bestellt und das Geld für die auf schlaue Täuschung des Publikums berechneten Reklamen klang schon munter in Lessings Ablaßkasten.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.